Plenge
Staatswissenschaftliche Musterbücher

I

Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie

Bearbeitet vom Herausgeber



Essen a. d. R.
G. D. Baedeker, Verlagshandlung
1919

Das Staatswissenschaftliche Verlagsprogramm



Das neue einheitliche Zeichen über unseren staatswissenschaftlichen Arbeiten hat einen dreifachen Sinn. Es bedeutet eine neue Zukunft unseres Volkes über dem Kreuz seiner Gegenwart. Es bedeutet die Vereinigung der großen geistigen Gegensätze der neueren Geschichte: das dritte Reich. Es bedeutet auf dem Grunde des Christentums erwachsenen Sozialismus, d. h. Sozialismus in dem einzig möglichen Sinne der moralischen Gesinnung und der Organisation, die in der Freiheit und Selbständigkeit ihrer Glieder ihre Stärke sucht.

Aber nicht Zeichen und Symbole können uns erneuern, sondern nur nüchterne Arbeit. Dazu gehört nüchterne Arbeit der Aufklärung über den Aufbau und das Werden von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft.

Darnach bestimmt sich die Aufgabe und der Umkreis unserer Veröffentlichungen.

Die **Staatswissenschaftliche Lehrbibliothek** soll durch grundlegende Übersichten mit einem neuen Verfahren der Anschauungstafeln in das Verständnis des ganzen Staats- und Gesellschaftslebens durch eine Reihe von Lehrbüchern von gleicher Grundrichtung einführen. „Die Grundlegung der vergleichenden Wirtschaftstheorie", „der Abriß des kapitalistischen Wirtschaftssystems", und die „allgemeine Organisationslehre" werden den Anfang machen.

Die **Staatswissenschaftlichen Musterbücher** sollen durch den Wiederabdruck vorbildlicher, durch lebendige Anschauung oder scharfe Begriffsführung ausgezeichneter älterer Leistungen zum selbständigen Sehen und Denken schulen. Denn selbständiges Sehen und Denken muß das Ziel aller staatswissenschaftlichen Ausbildung sein. Auf „die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie" werden zunächst Dietzels „Beiträge zur Geschichte des Sozialismus und Kommunismus", Karl Marx „Zeitgeschichte und Revolution im Spiegel der materialistischen Geschichtsauffassung", Bagehots „Lombardenstraße", A. Wagners „Geld und Credittheorie der Peelschen Bankakte", Plenges „Crédit Mobilier" usw. folgen.

Die **Staatswissenschaftlichen Beiträge** sollen, auf der Grundlage der vergleichenden Wirtschaftstheorie, die allgemeine Wirtschaftslehre mit besonderer Berücksichtigung des Geld- und Bankwesens, die Lehre von der Konjunktur und die Lehre von der Organisation, letztere als allgemeine Gesellschaftslehre fördern, daneben aber auch, um die geistige Seite nicht zu vernachlässigen, die vergleichende Ideenlehre pflegen. Dieses Gebiet ist durch die Arbeitsrichtung des Herausgebers bestimmt. Alle Staatswissenschaft muß aber in ihrem heimischen Boden wurzeln, um gesund zu bleiben. Deshalb werden neben der weltweiten Berücksichtigung der allgemeinen Fragen die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse von Nordwestdeutschland und insbesondere von Großwestfalen dauernd aufmerksame Berücksichtigung finden.

Eine weitere Ausdehnung des Arbeitsfeldes ist in Aussicht genommen.

Essen a. d. Ruhr und **Münster i. W.**, im Juli 1919.

Der Verleger: *G. D. Baedeker.*

Der Herausgeber: *Prof. Dr. Johann Plenge.*

Plenge

Staatswissenschaftliche Musterbücher

I

Die Stammformen
der vergleichenden Wirtschaftstheorie

(Aristoteles, Adam Smith, List, Marx, B. Hildebrand, Schönberg, Schurtz, Plenge)

Bearbeitet vom Herausgeber



Essen a. d. R.
G. D. Baedeker, Verlagsbuchhandlung
1919

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

I*

Die Stellung des Bandes im Plane der Sammlung.

Geleitwort des Herausgebers.

Als erster Band der „Staatswissenschaftlichen Musterbücher" sollen „Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie" ein Grundbuch der volkswirtschaftlichen Ausbildung werden. Vielleicht „das" Grundbuch, weil die volkswirtschaftliche Ausbildung der Gegenwart nur auf dem Boden der vergleichenden Wirtschaftstheorie möglich ist.

Die vergleichende Wirtschaftstheorie selbst kann wiederum nur durch das Studium ihrer klassischen Versuche verstanden werden. Damit lernt man sehen und denken! Begreift die jüngste Gegenwart im Aufstieg der Entwicklung! Die neueste Theorie im Fortschritt des Geistes!

Volkswirtschaftslehre und Staatswissenschaft brauchen denkende Köpfe. Es ist also nicht damit getan, etwa nur eine einzige glatte Theorie zum Auswendiglernen zu geben. Über alle Begünstigung des bloßen Paukbetriebs müssen wir durch eine Arbeitsbibliothek für selbständige Köpfe hinaus. Auf den Universitäten, aber auch schon auf den höheren Schulen, wenn dort der volkswirtschaftliche Unterricht ausgebaut werden wird. Die „Stammformen" sollen dem Unterrichtsbedürfnis hier wie dort, vor allem aber auch dem Selbstunterricht des gebildeten Laien entgegenkommen. Am besten sie würden ein Volksbuch, aus dem auch der vorwärtsstrebende Arbeiter ein unbe-

fangenes Verständnis für die geschichtliche Eigenart der kapitalistischen Wirtschaft gewinnt und sich durch sachlichen Überblick über die bloße Kritik erhebt.

Zur wissenschaftlichen Fortsetzung werden „die Stammformen in Kürze durch meine „Grundlegung der vergleichenden Wirtschaftstheorie" ihre Ergänzung finden, in der als Teil I in der Voruntersuchung die methodische Klärung der ganzen Theorie, als Teil 2 durch die Übersichtstafeln und die Erläuterungen dazu die systematische Zusammenfassung gegeben wird. Für die methodischen Fragen beziehe ich mich vorläufig auf meine in Brauns Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung, Bd. V, abgedruckten Aufsätze über die „Grundlegung der vergleichenden Wirtschaftstheorie".

Es ist einfach unbegreiflich, daß die deutsche akademische Nationalökonomie zwar von den Juristen das Schlagwort und die Richtung der „historischen Schule" aufnehmen und in zwei verschieden gearteten Forschergenerationen vertreten konnte, daß man aber nicht die Aufmerksamkeit und den Scharfblick hatte, um zu erkennen, daß die großen Triumphe der vergleichenden Methode in Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft auch für das Studium der höheren Formen des Gesellschaftslebens den richtigen Weg bedeuteten. Es ist unbegreiflich, daß man nicht auf den einfachen und naheliegenden Gedanken gekommen ist, daß in unserer Wissenschaft in dem im Wesentlichen unfruchtbar gebliebenen „Methodenstreit" zwischen Historikern und abstrakten Theoretikern die vergleichende Methode die „konkrete" die Gegensätze vereinigende Lösung bedeutet, die beiden gerecht wird. Denn „Theorie" war nur möglich als schematische Nachkonstruktion einer bestimmten methodisch vereinfachten Entwicklungsstufe der kapitalistischen Volkswirtschaft. Wirtschaftsgeschichte ist nur möglich, wenn man durch vergleichende Abstraktion die Unterschiede im Aufbau und Prozeß verschiedener geschichtlicher Zustände mit scharfen Begriffen herausarbeitet. Man vergleiche z. B. die dem intelligenten Studenten als Ergänzung der „Stammformen" noch immer zu sorgfältigstem Studium zu empfehlende „Einleitung

in die Sozialökonomik" von Dietzel[1]), wo man den Begriff der vergleichenden Wirtschaftstheorie vergebens suchen wird. Ebenso versucht sich die akademische Nationalökonomie seit etwa 1900 in verschiedenen neutheoretischen Bestrebungen. Auf die Gruppe der Julius Wolf, Pohle, Adolf und Alfred Weber sind die Schumpeter, Liefmann und Amonn, und mit weitester Umfassung Spann gefolgt, aber sie bleiben alle Epigonen, weil man nur mit der vergleichenden Wirtschaftstheorie die Gegenwart neu bemeistern kann. Oppenheimer hat als formal geschulter Naturwissenschaftler ein gewisses äußerliches Verhältnis zur vergleichenden Wirtschaftstheorie, aber er kann nichts damit machen. Sombart steht als eine Art Neumarxist innerlich auf ihrem Boden und hat sich in schematischen Bemerkungen dazu versucht, um über Bücher hinauszukommen, aber er bleibt gerade als Neumarxist im wesentlichen auf das Problem der Entstehung des Kapitalismus beschränkt. — Also im ganzen durchaus die unbegreifliche, große Lücke im Gesamtgang der wissenschaftlichen Entwicklung.

Es sollte dabei klar sein, daß nur mit dem Mittel der vergleichenden Wirtschaftstheorie, ergänzt durch die vergleichende Ideenlehre, eine vergleichende Weltgeschichtsbetrachtung möglich sein wird, wie sie Spengler (Der Untergang des Abendlandes) im Wettkampf mit Chamberlain, aber in gründlicher Verkennung der eigentlichen Vergleichsaufgabe und des Übereinanderbaus der Kulturepochen neuerdings anstrebt.

Aber fast noch unbegreiflicher, ja eine Vernachlässigung einer vaterländischen Pflicht ist es gewesen, daß die akademische Fachwelt zu gleichgültig war, um meinen warnenden Hinweis rechtzeitig aufzunehmen, daß die vergleichende Wirtschaftstheorie unbedingt notwendig ist, um die Aufgabe einer Organisation und Reorganisation des Kapitalismus nach dem Weltkrieg methodisch zu verstehen. Dabei liegen gewisse konstruktive Ähnlichkeiten zwischen den geschicht-

[1]) Heinrich Dietzel, Theoretische Sozialökonomie. Bd. I. Leipzig, E. F. Wintersche Verlagsbuchhandlung 1895.

lichen Beispielen durchorganisierter Wirtschaftsepochen, wie der Großkönigswirtschaft, der mittelalterlichen Stadtwirtschaft, der merkantilistischen Staatswirtschaft einerseits und der kommenden Wirtschaftsform des Sozialismus, d. h. (in selbstverständlichem geschichtlichen Weiterbau!) des sozialisierten Kapitalismus andererseits ganz offenbar zu Tage. Wir dürfen nicht nachahmen, aber wir finden Stoff und Gelegenheit zu grundsätzlichen Überlegungen [1]).

Diese Kritik muß sich mit verstärkter Kraft gegen den angeblichen wissenschaftlichen Sozialismus des Marxismus wenden, der sich nicht einmal selbst in seinem ökonomischen Teil als eine Unterform der

---

[1]) Ich schrieb darüber im Frühjahr 1916 als Einleitung zu dem Aufsatz „Wirtschaftsstufen und Wirtschaftsentwicklung“ (Brauns Annalen f. soz. Politik u. Gesetzgebung. IV. Bd. H. 5. S. 495f.):

„Wir sind uns bewußt, daß das Jahr 1914 einen Wendepunkt in der Wirtschaftsgeschichte bedeutet, daß mit ihm wahrscheinlich eine neue Epoche unseres Wirtschaftslebens beginnt, und wir uns vielleicht entschließen müssen, sie bei der wissenschaftlichen Beschreibung im Gegensatz zum Kapitalismus im 19. Jahrhundert als Sozialismus zu bezeichnen. In dieser Übergangszeit, die mit mehr Bewußtsein vollzogen werden muß, als jemals früher eine geschichtliche Gegenwart einer neuen Zukunft entgegenging (weil es im Wesen der Aufgabe liegt, daß man sich des geschichtlichen Augenblicks bewußt wird, wenn man einer höchsten Zusammenfassung der wirtschaftlichen Kräfte der Völker entgegensieht), ist die Größe und die Wucht der aufsteigenden Fragen fast übergewaltig. Die unmittelbare Gegenwart hält uns fest, weil jeder Tag neue Beobachtung und neues Denken verlangt, um seine neue Entwicklung miterlebend zu bemeistern. Die Zukunft fordert eine gesteigerte Ausbildung eines für ihre neuen und großen Bedürfnisse erzogenen Nachwuchses. Und die Vergangenheit, die heute vor dieser plötzlichen Gegenwart und vor dieser neu erscheinenden Zukunft so gut wie verschwunden ist, will wieder neu verstanden sein, damit das geschichtliche Leben uns als Ganzes in seinem Aufstieg und in seinen scheinbar alles vernichtenden großen Zusammenbrüchen so vor Augen tritt, daß auch dieser neue weltgeschichtliche Zusammenbruch und der Aufstieg, der schon mit der Katastrophe begann, in diesem Ganzen seinen Sinn erhält.

Wie es eigentlich gewesen ist und wie es eigentlich gekommen ist, das fragen wir heute wieder mit dem Bedürf-

vergleichenden Wirtschaftstheorie begriffen hat. (Als solcher ist er zum erstenmale in der Arbeit von Odenbreit über „Die vergleichende Wirtschaftstheorie bei Karl Marx", im ersten Heft der „Staatswissenschaftlichen Beiträge", dargestellt!) Der aber noch weniger auf den wahrhaft naheliegenden Gedanken gekommen ist, daß eine auf Wissenschaft beruhende Gesellschaftspraxis, die das Wirtschaftssystem weiterbauen will, nur mit dem Vergleich der möglichen konstruktiven Vorbedingungen arbeiten kann. Das sollte selbstverständlich sein, ist es aber nicht.

So kommt alles darauf an, daß die Anerkennung der vergleichenden Wirtschaftstheorie mit der größten Beschleunigung nachgeholt wird. Vom Standpunkt der wissenschaftlichen Schulung aus muß die Unterlassung des 19. Jahrhunderts ausgeglichen werden. Vom Standpunkt der Praxis ist es die methodische Voraussetzung für unseren Wiederaufbau, daß die vergleichende Wirtschaftstheorie Bestandteil der allgemeinen Bildung wird.

Wenn man auf die Geschichte der Wissenschaft zurückgeht, wird man immer wieder erstaunen, daß es zwischen 1840 und 1870 in Deutschland nicht zur bewußten Fassung der vergleichenden Wirtschaftstheorie kam. Damals war die hohe Zeit der vergleichenden Naturwissenschaft. Man mußte eigentlich auf

---

nis nach einer großen, über das kleine geschichtliche Einzelwissen hinausgehenden Übersicht, weil wir eine Generation sind, die sich über ihre geschichtliche Stellung von Grund aus neu klar werden muß.

Wir erleben eine Zeit der Umbildung des europäischen Willens und aller seiner Lebensorgane. Das ist aber notwendig eine Zeit, wo die ganze bisherige Lebensgeschichte der europäischen Völker ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhang nach innerlich und äußerlich neu nachgeprüft und neu durchüberlegt werden muß, damit wir uns über uns selber klarer werden. Es gibt keinen Teil unserer Kulturideale, der nicht umgewertet wird, keinen Teil unserer Gesellschaftsentwicklung, bei dem nicht gefragt werden muß, ob wir ihn mit den Augen des 19. Jahrhunderts schon so vollständig gesehen haben, wie wir ihn nunmehr mit den Augen des 20. Jahrhunderts sehen können."

Man hat das im Fach nicht verstanden!!

das methodische Prinzip kommen. Man lese im Folgenden nach, welche glänzenden Leistungen damals List und Marx, Hildebrand und Schönberg in einer zeitlichen Spannung von etwa 20 Jahren zu unserem Thema beigetragen haben. Man darf mit stolzer Genugtuung betonen, daß das alles deutsche Namen sind. Und neben den bekannten Führern wird noch ein Kreis verständnisvoller Mitstrebender festzustellen sein.

Aber die deutsche Wissenschaft hat diese Höhe nicht zu erhalten gewußt. Es kam die Zeit der jüngeren historischen Schule mit dem emsigen Fleiß ihrer ins Einzelne versenkten Kleinarbeit und der mangelnden Perspektive für den großen Bau der Weltgeschichte. Das Ganze der Entwicklung konnte nur etwa bei Schmoller in verschwommenen Linien gezeichnet werden.

Allerdings ein zweiter Aufguß auf die Theorie von Schönberg wurde weiterhin als eine methodische Zusammenfassung der wirtschaftsgeschichtlichen Arbeit in der „Entstehung der Volkswirtschaft" von Bücher gegeben (vgl. unten, Aufsatz VI).

Es soll auch an dieser Stelle anerkannt werden, daß das ein Verdienst war, wo die vergleichende Wirtschaftstheorie im Übrigen nirgends gepflegt wurde, und daß die schulgerechte und lehrhafte Aufbereitung der Schönbergschen Theorie durch Bücher ihren großen Nutzen gehabt hat. Aber Bücher hat diese Theorie eben nur übernommen, aber in ihrem Kern nicht verstanden und ihr großes Anwendungsgebiet nicht gesehen. Sonst wäre der Begriff der „vergleichenden Wirtschaftstheorie" längst Gemeinüberzeugung, die Arbeit von Odenbreit über „Die vergleichende Wirtschaftstheorie bei Karl Marx" wäre längst geschrieben, und es läge eine ganze Reihe von Studien, wie die von Dr. Anna Schneider über „Die Anfänge der Kulturwissenschaft, Die sumerische Tempelstadt" vor[1]). Schlimmer noch war es, ja ein schwerer wissenschaftlicher Schaden mußte dadurch entstehen, daß Bücher, alles fremde Verdienst totgeschwiegen und verkleinert

[1]) Vgl. Heft I u. IV der „staatswissenschaftlichen Beiträge".

hat. Seine Behauptungen über Adam Smith sind unwissend, List und Hildebrand werden sehr zu Unrecht herabgewertet, Marx wird nicht einmal erwähnt und Schönberg bewußt ins Dunkle gestellt. Ja selbst die erfreuliche Leistung von Schurtz, wo einmal ein Ethnologe aus guter Beobachtung heraus in interessanter Parallele einen neuen Typ der Stadtwirtschaft neben die von Bücher behandelte mittelalterliche Stadtwirtschaft gestellt hatte, blieb von Bücher ungenannt und ungefördert.

So wirkt der Abdruck der „Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie" wie eine Neuentdeckung verschütteter Schätze der Wissenschaft. Man gewinnt von Seite zu Seite neue Anregung.

Zunächst tritt die mächtige geistige Persönlichkeit des Aristoteles auch in diesem Zusammenhang heraus. Gewiß, er hat seine Vorläufer. Herodot hat das vergleichende Material herangebracht, Thukydides die griechische Geschichte in einem Aufstieg der Wirtschaftsformen gesehen, Plato durch die Herausarbeitung der reinen Idee zur Gegenüberstellung der Ideen und Begriffe aufgefordert. Aber Aristoteles ist doch der große vergleichende Ordner, der zum ersten Male alle Lebensformen in übersichtlicher Einheit zusammenfassen wollte und so auch die Lebensformen der menschlichen Gesellschaft. Seine Unterscheidung zwischen Naturformen der menschlichen Gemeinschaft und „künstlichen" Zivilisationsformen ist grundlegend. Die innere Entwicklungstendenz der Zivilisation von der Geldwirtschaft zum Kapitalismus wird von ihm von vornherein richtig gesehen. Wir hätten uns eine umfangreiche Literatur über die Entstehung des Kapitalismus sparen können, wenn man den Aristoteles und seine Vergleichsmethode etwas besser im Kopf behalten hätte.

Dikäarch, der Schüler des Aristoteles, baut das Vergleichsverfahren zur Stufentheorie um, und indem der Widerhall seiner Lehren durch Varro zu uns herüberdringt, werden wir auch an dieser Stelle lernen, wie das freie wissenschaftliche Denken über Geist und Gesellschaft bei den Griechen beginnt und auf dem Wege über Rom zu uns gekommen ist

und dadurch den schnellen Aufstieg unserer Wissenschaft ermöglicht hat.

Dann überrascht uns bei Adam Smith ein ungeahnter Weitblick der weltgeschichtlichen und soziologischen Betrachtung, festgegründet auf einer angeborenen Sicherheit in der Handhabung der vergleichenden Methode, freilich leicht getrübt und am Horizont in Nebel aufgelöst durch einen Mangel an systematischer Anlage und durch die unvermeidliche Nüchternheit des englischen Denkens. Man hat den wahren Adam Smith bisher noch kaum gekannt, weil seine Epigonen nur seine ersten beiden Bücher, seine Theorie der frühkapitalistischen Wirtschaft, ausgebaut und systematisiert haben. Der wahre Adam Smith suchte die ganze Menschheit im wirtschaftlichen Vergleich zu überschauen. Er kannte als Teil seiner Methode eine „materialistische" Geschichtsauffassung, er kannte das Problem der Entstehung der modernen Industriewirtschaft und er kannte den Klassenkampf des Bürgertums. Er kannte daneben die kriegstechnische Geschichtsauffassung, die Marx vergessen hat. Karl Marx ist also ein Fortsetzer von Adam Smith, wie auch Friedrich List sein Fortsetzer ist. Beide werden nur als Weiterbilder von Adam Smith verständlich, auf dessen vergleichender Wirtschaftstheorie sie aufbauen. Adam Smith selbst muß freilich, um ihn nicht zu überschätzen, als echter, nicht scholastisch wiederholender, sondern frei vergleichend forschender Aristoteliker verstanden werden, der durch die genialen Aufsätze von Hume angeregt wurde und als einer der Führer der Aufklärung in einem ganzen Jahrhundert der Aufklärung stand.

Es wird von der deutschen staatswissenschaftlichen Jugend nicht übersehen werden, daß Adam Smith, der Engländer, in den Kapiteln über Kriegswesen und Erziehung unmittelbar für unsere Zeit schreibt.

Von Adam Smith dann zu Friedrich List und Karl Marx! Zu der wirtschaftstheoretischen und ideengeschichtlichen Grundantithese des 19. Jahrhunderts, das sich mit seinen neuen geistigen Richtungen gegen den Individualismus und Liberalismus stellt, der in ihm siegt, und in diesen Richtungen eben

in Nationalismus und Sozialismus vorläufig zerrissen ist. Jede der beiden Theorien wirkt für sich durch die unwiderstehliche Energie, mit der sie die schaffenden Kräfte zur politischen Tat mit sich reißt: hier die Nation, dort die Klasse. Jede der beiden Theorien will durch Kampf und Gegensatz hindurch zu einer höheren Einheit und sieht diese höhere Einheit in einer kommenden Organisationsform der ganzen Menschheit. Die vergleichende Wirtschaftstheorie wird damit zum Fundament der umgestaltenden Praxis, die eine neue Lebensform baut. Ein Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung, dessen eine Seite Marx zu einem wilden Triumphgefühl hinriß.

Hinter der „Dialektik" dieses Übergangs aus einer Geschichtsperiode des Kampfes in eine Geschichtsperiode der vollkommenen Versöhnung steht natürlich Hegel, und zwar — oberflächlich verstandener Hegel[1]). Aber es steht noch etwas Anderes dahinter. Für Aristoteles und Adam Smith sind die verschiedenen Wirtschaftsformen im Wesentlichen ein realistisch zu beschreibendes Hintereinander und Nebeneinander von menschlichen Zuständen, das man in der äußeren Wirklichkeit der menschlichen Gesellschaftswelt als Tatsache vorfindet. Karl Marx und Friedrich List glauben in gleicher Weise an eine weltgeschichtliche Vollendungslehre, die uns einen Höchstzustand menschheitlicher Entwicklung verheißt. Diese menschheitsgeschichtliche Vollendungslehre geht auf die Weltgeschichtsauffassung von Kant und dessen Theorie von der Entstehung des ausgeglichenen Vernunftzustandes aus einer Periode des Antagonismus zurück. Ich habe darauf bereits in meiner „Geburt der Vernunft" Kap. I und II, und in meiner „Vertiefung des Sozialismus" mehrfach hingewiesen. Weiter zurück stehen als Begründer dieser Vollendungslehre Lessing und Leibniz. Und letzthin ist das Ganze die Umbiegung der jenseitigen Erlösungshoffnung des Christentums durch die daseinsfreudige Welt des Humanismus, ist eine diesseitige Erlösungslehre.

[1]) Vgl. meinen „Marx und Hegel". Tübingen, Laupp-sche Buchhandlung 1911.

In der Geschichte des Geistes treten also eine ethische (idealistische) und eine wissenschaftliche (realistische) Stufen- und Entwicklungstheorie nebeneinander. Dieses Nebeneinander hängt mit den Grundbedingungen unseres Vernunftlebens notwendig zusammen: die eine Auffassung wird von der theoretischen Vernunft nüchtern konstruiert, die andere vom Willen sehnend aufgetürmt. Ganz rein für sich kann keine dieser Auffassungen bestehen. Gerade wegen der Doppelnatur unserer Vernunft! Aus der Erneuerungsfreudigkeit des mächtig fortschreitenden Aufklärungszeitalters des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts prägte sich die ethische Vollendungstheorie kühn und gewaltig aus, wirklichkeitsfremd in der Übersteigerung ihrer paradiesischen Erwartungen. Der utopische Zukunftsstaat tritt als gleichberechtigtes Glied in die Reihe der Entwicklungsformen der menschlichen Wirtschaft. — Natürlich muß diese willensmäßige Auffassung dahin geläutert werden, daß uns der Wille zum fortschreitenden gesunden Weiterbau an den Lebensformen der Menschheit bleibt, die Überschwänglichkeit der Diesseitserwartung aber gemildert wird und dem beruhigten Verständnis in die aufeinanderfolgenden Altersstufen der Menschheit und in ihre besonderen Anforderungen und Gefahren Platz macht. Der Weltkrieg ist die Krise dieser Läuterung.

Die ethisch bestimmte Zukunftserwartung über einer ethisch verstandenen Geschichte ist also der neue Ton, der bei Marx und List auch in die sonst von beiden ganz realistisch gefaßte vergleichende Wirtschaftstheorie herüberklingt, während er im 18. Jahrhundert wesentlich die allgemeine Weltgeschichtsbetrachtung bestimmte. Die beinahe tragikomische Verzeichnung, daß Marx den bisherigen Lebensablauf der Menschheit als ihre Vorgeschichte und ihre gegenwärtige Annäherung an ihren resignierten, die erhaltenen Kräfte vorsichtig pflegenden Alterszustand als Anfang ihres eigentlichen Beginnes ansieht, bedarf kaum der Hervorhebung und Korrektur.

Diesen ungehemmten Übergang in den utopischen Zukunftsstaat finden wir auch bei Bruno Hildebrand, der nicht umsonst Lessing zitiert. Denn seine „Kredit-

wirtschaft“ ist im wesentlichen Utopie, die auf St. Simon und Proudhon zurückgeht. Im Übrigen kommen wir bei Bruno Hildebrand über den bereits von Aristoteles und Adam Smith vertretenen Gedankenkreis hinaus. Neben die Berufstheorie tritt die Organisationsmitteltheorie, denn die Unterschiede der Wirtschaft ohne Geld, der Wirtschaft mit Geld und der Wirtschaft mit Kredit sind wesentlich durch das Organisationsmittel des Tauschverkehrs unterschieden. Freilich hat man seit Aristoteles, wie wir oben bereits andeuteten, die gesellschaftsgeschichtliche Epoche der Geldwirtschaft von der natürlichen, geldlosen Wirtschaft immer wieder unterschieden. In der Zeit der Ablösungsgesetzgebung, um die Mitte des XIX. Jahrhunderts, lag dann die bewußte Gegenüberstellung der beiden Epochen besonders nahe. Aber Hildebrand hat mit einer Fülle von Anregungen den Vergleich fruchtbar durchgeführt. Ich habe in meinen Aufsätzen in Brauns Annalen bereits ausgeführt, daß, richtig gesehen, die dritte Stufe nicht „Kreditwirtschaft“ sondern „Kapitalismus“ heißen muß, und daß die Organisationsmitteltheorie, prinzipiell erfaßt, einen ganz anderen Reichtum bekommt, als Hildebrand ihr geben konnte [1]).

Es ist nachzutragen, daß Marx mit seiner Lehre von den auf Grund des Eigentums in Klassengegensätzen gegeneinandergestellten Berufen als vergleichender Wirtschaftstheoretiker zwar im wesentlichen weiterbauender Fortsetzer von Smith bleibt, daß er aber mit seiner leider in der Hauptsache ungeklärt gebliebenen Lehre von den „Produktionsverhältnissen“, in denen die Menschen zueinander stehen, als ein verworrener Vorläufer der ausgeführten Organisationsmitteltheorie gelten muß. Sein Verdienst um die wesentliche, wenn auch negativ gehaltene Klärung der besonderen Stufe des Kapitalismus bleibt davon unberührt [2]).

Wenige Jahre nach der Veröffentlichung der „Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft und Kreditwirt-

---

[1]) Vgl. oben S. VI.

[2]) Vgl. meine „Revolutionierung der Revolutionäre“. Kap. IV. S. 51ff.

schaft“ durch Bruno Hildebrand bringt Schönberg in der Zeitschrift Hildebrands im Rahmen der Ausführungen über das mittelalterliche Zunftwesen seine Meisterskizze über „Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft“. Die Vollstufentheorie tritt neben die Berufsstufentheorie und die Organisationsmitteltheorie. Vollstufentheorie, weil sie alle Vorgänge und Formen eines Wirtschaftszustandes vollständig in seinem ganzen Umkreis organisch festzulegen sucht. Sie muß dazu dessen Umkreis zunächst einmal äußerlich festlegen (Haus, Stadt, Volk!) und dann die einzelnen Einrichtungen und Wirtschaftsaufgaben in vergleichender Gegenüberstellung genau beschreiben. Die allmähliche Erweiterung des Wirtschaftskreises hat man natürlich wieder seit Aristoteles gekannt, wie aus den im ersten Teil des Textes angeführten Stellen hervorgeht. Die genaue Durchführung des Vergleiches ist Folge und Verdienst der sorgfältigen geschichtlichen Einzelarbeit des 19. Jahrhunderts vor der Zeit der Übertreibung des Spezialstudiums.

Die beiden letzten Aufsätze dieser Sammlung gehören zum Ausbau der Vollstufentheorie, die sie durch neue Formen bereichern, eine Unterform der Stadtwirtschaft bei Schurtz, die richtige Analyse der dem Kapitalismus nächst vergleichbaren Hegemonialwirtschaft bei mir. Außerdem vervollständigen sie die Sammlung durch Erziehung zur Beobachtung bei Schurtz und die Erziehung zu einem weltgeschichtlichen Blick, der auch die jüngste Vergangenheit richtig einstellt, im Schlußkapitel der ganzen Sammlung.

Aus diesem Überblick geht wieder hervor, daß es sich bei der Entwicklung der realistischen, eigentlichen vergleichenden Wirtschaftstheorie um drei natürliche Grundtypen handelt: Berufstheorie, Organisationsmitteltheorie und Vollstufentheorie, von denen die erstgenannte ein Ergebnis des sozusagen natürlichen Völkervergleichs ist, bis sie durch die bewußte Berücksichtigung der Eigentumsverhältnisse und Klassengegensätze wissenschaftlich ausgebaut wird, während die beiden anderen Formen der Theorie späte Ergebnisse der wissenschaft-

lichen Geschichts- und Gesellschaftsforschung sind. Meine „Grundlegung der vergleichenden Wirtschaftstheorie" weist nach, daß das Nebeneinander dieser drei Theorieformen auf natürliche Grundbedingungen aller Gesellschaftsanalyse zurückgeht, und daß auf ihrer systematischen Vereinigung weitergebaut werden muß und weitergebaut werden kann [1]. Aber für den gesunden Weiterbau ist es wesentlich, daß auch „die Stammformen" in ihrer unvergänglichen Frische und Anregungskraft weiterleben. Das soll diese Sammlung ermöglichen.

So ist sie der natürliche Anfang der Musterbücher. Eine Wiederveröffentlichung der grundlegenden Ausführungen Dietzels über Sozialismus und Kommunismus als „vergleichende Ideenlehre" im zweiten Band der Musterbücher, bildet den natürlichen Fortgang, um die „Universalmethode des Vergleichs" zur Grundmethode der staatswissenschaftlichen Ausbildung zu machen. Um zugleich nach der geistigen Seite die tiefsten Fragen der Zeit klären zu helfen, die nach der materiellen Seite die vergleichende Wirtschaftstheorie klären kann! — Ebenso natürlich ist es wieder, daß eine Veröffentlichung klassischer Studien über den Zusammenhang materieller Zustände und politischer Ideen den dritten Band der Musterbücher bilden wird. Die Einseitigkeit des in diesen Studien von Marx vertretenen „Materialismus" wird im Ganzen dieser Sammlung nicht schaden. Als Bildungselement ist er so wesentlich wie die tiefe Erfassung von Idee und Vernunft als der letzten bewegenden Macht in uns und über uns.

Gäbe es schon klassische Studien über die „allgemeine Organisationslehre", die als umfassendere Wissenschaft hinter der vergleichenden Wirtschaftstheorie steht, müßte sie als weiterer Band folgen. So sei auf die für die staatswissenschaftliche Lehrbibliothek geplante Darstellung verwiesen, und zunächst auf meine „drei Vorlesungen über die allgemeine Organisationslehre", die gleichzeitig mit diesem Bande erscheinen.

[1]) Vgl. oben S. VI.

Abschließend möchte ich betonen, daß diese konzentrierte Veröffentlichung klassischer Aufsätze vor allem dem besonderen Ausbildungsbedürfnis der Kriegsteilnehmer entgegenkommen soll. Arbeitswillige Köpfe, die in die Jahre des selbständigen Schaffens gekommen sind, ohne den nötigen geistigen Baustoff zur theoretischen Arbeit gesammelt zu haben. Sie müssen den Brei breitgezogener Theorien vermeiden, dürfen sich nicht in Einzelheiten verlieren und müssen in knappster Zeit viel lesen, um den Stand unserer Bildung zu behaupten und neu zu erhöhen. Ihnen soll der Reichtum und die Fülle des Inhalts dieses kleinen Buches nützen. An der Freiheit und Weite des Blickes, die es vermittelt, werden sie ihre Freude haben, trotz der Theorie Praxis darin finden, und so neue Lust zu schaffender Arbeit bekommen.

Münster i. W., den 6. September 1919.

Der Herausgeber.

Bemerkungen über die Bearbeitung.

Alle Veröffentlichungen in den Musterbüchern sollen ein für alle Mal die philologische Kleinarbeit der „Ausgaben" vermeiden und sich auch in erläuternden Anmerkungen auf das Allernotwendigste beschränken. So lag kein Anlaß vor, über den einfachen wörtlichen Wiederabdruck hinauszugehen. Die Aristoteles- und Dikäarchstellen, deren grundsätzliche Bedeutung durch die Arbeit von Dr. Hans Matich über „Die Entwicklung der vergleichenden Wirtschaftstheorie" neu herausgekommen war, hat Herr cand. rer. pol. Wortmann mit volkswirtschaftlichem Verständnis übersetzt. Die Abschnitte von Adam Smith, in denen einige Längen gestrichen sind, wurden nach der Übersetzung von Max Stirner gegeben. Für das kommunistische Manifest habe ich die „Vorwärts"-Ausgabe benutzt.

Die Seitentitel wurden mit Sorgfalt durchgebildet, um dem Leser die Herausarbeit des wesentlichen Inhalts von Punkt zu Punkt zu erleichtern. So ergänzen sie das Vorwort, das in die große Übersicht des Ganzen einführen soll.

Bei der Korrektur hat mich Dr. Bernhard Odenbreit unterstützt.

J. Pl.

I.

Die antike Grundauffassung.

1. Natürliche Lebensweisen und Geldwirtschaft bei Aristoteles.

a) Die natürlichen Lebensweisen (Politik I, 8).

Nun gibt es viele Nahrungsarten und darum auch verschiedene Lebensweisen bei Tieren und Menschen. Ohne Nahrung läßt sich nicht leben — und so haben die Nahrungsunterschiede die Daseinsweise der Lebewesen verschieden gestaltet. In der Tierwelt leben manche Arten herdenweise, andere vereinzelt, je nach dem es für die Ernährung nützlich ist; ob wir nun Fleisch-, Pflanzen- oder Allesfresser vor uns haben — die Natur hat ihre Lebensformen unterschieden, damit sie die Nahrungsmittel bequemer erlangen und besser auswählen könnten. Und da nicht jedem von Natur das Gleiche mundet, sondern dem einen dieses, dem anderen jenes, so gibt es noch wieder Unterschiede bei den Fleischfressern und den Pflanzenfressern. Ähnlich verhält es sich auch bei den Menschen, deren Lebensformen große Unterschiede aufweisen. Die trägsten von ihnen sind die Nomaden, denn die Nahrung von den zahmen Tieren wird ihnen ohne Mühe zuteil, in untätiger Muße. Wenn es für ihre Herden nötig wird, der Weide wegen den Aufenthalt zu wechseln, sind sie selber genötigt mit fortzuziehen, wie wenn sie einen lebendigen Acker bebauten.

Andere leben von der Jagd, die bald von dieser bald von jener Art ist: Raub oder Fischfang für jene, die an Seen, Sümpfen, Flüssen oder fischreichen Meeresküsten wohnen, oder Jagd auf Vögel und wilde Tiere. Der größte Teil der Menschen lebt als Ackerbauer von der Erde und den Früchten, die sich täglich bieten.

Die verschiedenen Lebensweisen also, bei denen natürliche Arbeit geleistet und der Unterhalt nicht durch Tausch und Handel gewonnen wird, sind folgende: das Leben der Nomaden, der Ackerbauer; der Räuber, der Fischer und der Jäger. Manche verbinden mehrere dieser Lebensweisen miteinander, um sich das Dasein angenehmer zu machen, indem sie das dürftige Leben mit Nebenerwerb bereichern, soweit es jeweilig nicht zureicht, um sich selbst zu genügen. So führen z. B. die einen gleichzeitig ein Nomaden- und Räuberleben, andere verbinden mit dem Ackerbau die Jagd und so gilt auch von den anderen Lebensweisen, daß sie je nach Erfordernis der Not verbunden geführt werden.

b) Nachbartausch, Geldwirtschaft, Kapital.

(Politik I, 9.)

Jedes Gut läßt einen Umtausch zu, der sich anfangs nur auf natürliche Bedürfnisse erstreckt, wenn man von einem Gegenstande mal mehr, mal weniger hat, als man bedarf. Daraus ist denn auch klar, daß dieser „Mundtausch" kein Teil der Erwerbswirtschaft ist, denn der unerläßliche Tausch erstreckt sich eben nur auf das, was zum Auskommen nötig ist.

In der ursprünglichen Gemeinschaft, der Hausgenossenschaft, erübrigte sich der Tauschverkehr, er wurde erst dann notwendig, als die Gemeinschaften sich erweiterten. Denn die Hausgenossen hatten alles miteinander gemein, die Dorfgenossen aber manche Dinge in Sonderbesitz, für die je nach den Bedürfnissen notwendig auf dem Tauschwege ein Ausgleich geschaffen werden mußte, wie es bei rohen Völkern noch jetzt geschieht. Sie beschränken sich nämlich darauf, nur die Nutzgegenstände gegen-

einander auszutauschen, indem sie z. B. Wein für Korn geben und nehmen, und ebenso alle anderen derartigen Artikel.

Ein solcher Nachbartausch ist nun weder gegen die Natur, noch zeigt er irgend eine Spur von Gelderwerb — ist er doch nur entstanden, um das natürliche Selbstgenügen zu vervollständigen. Daß freilich aus dem Tauschhandel der Gelderwerb entstand, ist ganz begreiflich. Denn da die gegenseitige Hilfe, die sich aus dem Beibringen der Bedarfsartikel und dem Abstoßen des Überschusses ergab, nach immer ferneren Ländern ausdehnte, mußte der Geldgebrauch aufkommen, da nicht alle der von Natur notwendigen Gegenstände leicht in die Ferne befördert werden können.

Man kam daher überein, bei den Tauschhandlungen eine Sache zu geben und zu nehmen, die, selber zu den nutzbaren Dingen gehörend, handlich im Gebrauch war, wie es Eisen, Silber und dergleichen ist. Zuerst bestimmte man sie einfach nach Größe und Gewicht, schließlich aber drückte man ihr ein Zeichen auf, um sich das Messen und Wägen zu ersparen; denn die Prägung galt als Zeichen der Quantität.

Nachdem nun einmal aus einem Bedürfnis des Tauschverkehrs heraus das Geld geschaffen war, kam eine andere Erwerbsart auf, das Händler- oder Krämergewerbe, das zu Anfang wohl nur ganz einfach war, später aber, infolge der Übung, seine Technik dahin vervollkommnete, beim Umsatz auf das woher und wie zu achten und einen möglichst großen Gewinn zu erzielen. . . . . .

Man stellt einen Unterschied auf zwischen Reichtum und Geldverwertung (Kapital) und zwar mit Recht. Geldverwertung (Kapital) und natürlicher Reichtum ist doch zweierlei, denn dieser gehört zur Hauswirtschaft, jene aber beruht auf dem Handelsgeschäft und schafft Vermögen rein nur durch Vermögensumsatz. Dessen Ziel ist augenscheinlich das Geld: denn das Geld ist des Handelsumsatzes Anfang und Ende.

2. Die natürlichen Berufsstufen als Vorstufen der Kultur bei Dikäarch und Varro.

Man darf hinzufügen, daß das Hirtentum eine anfängliche, der Ackerbau eine spätere Lebensform ist, nach dem Zeugnis des hochgelehrten Dikäarch, der uns die Beschaffenheit der griechischen Lebensweise von ihren Anfängen an aufzeigt; er belehrt uns über den Zustand früherer Zeiten, als die Menschheit noch dem Hirtenleben oblag und da noch keine Ahnung hatte, wie man das Land baut, Bäume pflanzt oder beschneidet; er zeigt, daß von diesen Menschen auf einer jüngeren Kulturstufe der Ackerbau aufgenommen wurde. (Varro de re rustica I,2).

Da es immer Menschen und Tiere gegeben haben muß, ist es naturnotwendig, daß die menschliche Lebensart von der ältesten Zeit stufenweise bis zur Gegenwart einen Aufstieg genommen hat, wie Dikäarch schreibt. Die erste Stufe war ein Naturzustand, in dem die Menschen von jenen Dingen lebten, die die unbebaute Erde von selbst hergibt. Von dort ist ein Aufstieg zum Hirtenleben — der zweiten Stufe — erfolgt: hatte man früher den Lebensunterhalt von Bäumen und Sträuchern genommen — Eicheln, Erdbeeren, Maulbeeren und Äpfel pflückend und sammelnd — so jetzt von Wild- und Zahmtieren; zu jenem Zwecke fing man möglichst viele Waldtiere, sperrte sie ein und zähmte sie. Die Annahme ist nicht unbegründet, daß man sich zuerst über die Schafe hermachte wegen ihrer Nützlichkeit und ihrer Sanftmut; sind sie doch von Natur sehr ruhig und für die menschliche Lebensweise recht geeignet. An Nahrung liefern sie Milch und Käse, an Kleidung ihre Felle. Auf der dritten Stufe haben die Menschen den Aufstieg vom Hirtenleben zum Ackerbau vollzogen, aus den beiden früheren Stufen auch allerdings mancherlei beibehalten, und, einmal dort angelangt, währte es lange bis man die gegenwärtige Kulturhöhe erreichte (processerunt longe, dum ad nos perveniret. Varro de re rustica II, 1).

II.

Die Berufsstufen bei Adam Smith.

---

1. Wirtschaftsstufen und Kriegswesen[1]).

Die erste Pflicht des Staatsoberhauptes, die Pflicht, die Nation gegen die Gewalttätigkeit und die Angriffe anderer unabhängiger Nationen zu schützen, kann nur mittelst einer Kriegsmacht erfüllt werden. Aber die Ausgaben einerseits für die Herstellung dieser Kriegsmacht in Friedenszeiten und andererseits für die Anwendung derselben zur Zeit des Krieges sind je nach den verschiedenen Zuständen der menschlichen Gesellschaft und den verschiedenen Perioden ihrer Kultur sehr verschieden.

Bei Jägervölkern, die den niedrigsten und rohesten Zustand der menschlichen Gesellschaft darstellen (I), so wie wir sie unter den eingeborenen Stämmen Nordamerikas finden, ist ein jeder Mann sowohl Soldat als Jäger. Wenn er in den Krieg zieht, seine Völkerschaft zu verteidigen oder die Unbill zu rächen, die ihr von anderen widerfahren ist, so erhält er sich selbst durch seine eigene Arbeit ebensogut, als er im Frieden zu Hause lebt. Seine Völkerschaft — denn in diesem Zustande der Dinge gibt es eigentlich weder einen Staat noch ein Staatsoberhaupt — hat

---

[1]) Anfang und Schluss von Buch V Kap. I Teil 1. des „Reichtums der Nationen" (1776).

keinen Aufwand zu machen, um ihn zum Kriege auszurüsten oder ihm während desselben Unterhalt zu verschaffen.

Bei Hirtenvölkern, einer schon etwas höheren Art von Volk (II), wie man sie unter den Tataren und Arabern findet, ist gleichfalls jeder Mann ein Soldat. Solche Völker haben gewöhnlich keine feste Wohnung, sondern leben entweder in Zelten oder in einer Art von bedeckten Wagen, die sich leicht von einem Orte zum andern fortbringen lassen. Der ganze Stamm oder die ganze Nation verändert seinen Wohnsitz je nach der Jahreszeit oder nach anderen zufälligen Umständen. Wenn ihre Herden großen und kleinen Viehes das Futter in der einen Gegend aufgezehrt haben, so ziehen sie in eine andere und von da in eine dritte. In der trockenen Jahreszeit wandern sie an die Flußufer; in der nassen ziehen sie sich ins Oberland zurück. Wenn ein solches Volk in den Krieg zieht, so können seine Soldaten ihre Herden nicht der schwachen Verteidigung der alten Männer, der Weiber und Kinder überlassen, und die alten Männer, die Weiber und Kinder können auch nicht ohne Schutz und ohne Lebensmittel zurückbleiben. Da überdem die ganze Nation auch im Frieden an ein wanderndes Leben gewöhnt ist, so wird es ihr leicht, in Kriegszeiten ins Feld zu rücken. Mag sie nun als ein Kriegsheer marschieren oder als eine Gesellschaft von Hirten herumziehen: ihre Lebensart ist in beiden Fällen ziemlich gleich, wenn auch die Absicht sehr verschieden ist. Sie gehen daher alle zusammen in den Krieg, und jeder tut so viel er kann. Bei den Tataren hat man oft auch die Weiber sich in den Kampf mischen sehen. Siegen sie, so ist alles, was dem feindlichen Stamme gehört, der Lohn des Sieges. Werden sie hingegen besiegt, so ist alles verloren, und nicht nur ihre Herden großen und kleinen Viehes, sondern auch ihre Weiber und Kinder werden eine Beute des Eroberers. Selbst die meisten derer, welche mit dem Leben davonkommen, sind ihres unmittelbaren Unterhaltes wegen genötigt, sich dem Eroberer zu unterwerfen. Die übrigen pflegen sich in der Wüste zu zerstreuen und zu verlieren.

Das gewöhnliche Leben, die gewöhnlichen Übungen

eines Tataren oder Arabers bereiten ihn hinlänglich zum Kriege vor. Laufen, Ringen, Knüttelspiel, Wurfspießwerfen, Bogenspannen usw. bilden den gewöhnlichen Zeitvertreib der Menschen, die in freier Luft leben, und sind ein Abbild des Krieges. Wenn ein Tatar oder Araber in den Krieg zieht, so gewähren ihm seine Viehherden, die er mit sich führt, auf ebendieselbe Weise Nahrung wie im Frieden. Sein Oberhaupt oder sein Fürst — denn alle diese Völker haben Oberhäupter oder Fürsten — braucht es sich nichts kosten zu lassen, ihn zum Kriege auszurüsten, und steht er erst im Felde, so ist die Gelegenheit zum Plündern der einzige Sold, den er erwartet oder verlangt.

Ein Heer von Jägern kann selten mehr als zwei- oder dreihundert Mann stark sein. Der ungewisse Unterhalt, den die Jagd verschafft, gestattet selten einer größeren Anzahl, längere Zeit beisammen zu bleiben. Ein Heer von Hirten hingegen kann manchmal aus zwei- bis dreimalhunderttausend Mann bestehen. Solange nichts ihren Zug aufhält, so lange sie aus einer Gegend, wo die Fütterung aufgezehrt ist, in eine andere wandern können, wo noch genug vorhanden ist, solange hat die Anzahl derer, die zusammenmarschieren können, kaum eine Grenze. Ein Jägervolk kann niemals einer benachbarten zivilisierten Nation gefährlich werden; ein Hirtenvolk aber kann es. Nichts ist unbedeutender als ein Indianerkrieg in Nordamerika; nichts dagegen ist fürchterlicher als ein Tatareneinfall, wie er oftmals in Asien vorkam. Das Urteil des Thukydides, daß Europa und Asien zusammengenommen den Skythen, wenn sie vereinigt wären, nicht widerstehen könnten, hat sich durch die Erfahrungen aller Zeiten bestätigt. Die Bewohner der ausgedehnten, aber schutzlosen Ebenen Skythiens und der Tatarei sind zu wiederholten Malen unter der Herrschaft des Oberhauptes einer erobernden Horde vereinigt gewesen, und immer war die Verheerung und Verwüstung Asiens die Folge dieser Vereinigung. Die Bewohner der ungastlichen Wüsten Arabiens, dieses andere große Hirtenvolk, sind nur ein einziges Mal vereinigt gewesen, nämlich unter Mohammed und seinen unmittelbaren Nachfolgern. Ihre Vereinigung, die mehr die Wirkung religiöser

Schwärmerei als der Eroberungssucht war, war von denselben Folgen begleitet. Würden die Jägervölker Amerikas jemals zu Hirtenvölkern, so könnte ihre Nachbarschaft für die europäischen Kolonien weit gefährlicher werden, als sie es jetzt ist.

In einem noch vorgerückteren Zustande der menschlichen Gesellschaft, unter Nationen von Ackerbauern, die wenig auswärtigen Handel treiben und keine anderen Manufakturwaren besitzen als die ganz groben für den Hausgebrauch, die fast jede Familie zu ihrem eigenen Bedarf verfertigt (III), ist gleichfalls jeder Mann ein Soldat, oder kann es doch leicht werden. Leute, die vom Landbau leben, bringen gemeiniglich den ganzen Tag in freier Luft zu und sind allem Ungemach der Witterung ausgesetzt. Die Rauhheit ihres gewöhnlichen Lebens bereitet sie für die Beschwerden des Krieges vor, und ihre täglichen Arbeiten haben viel Ähnlichkeit mit denen, die der Krieg nötig macht. Die Beschäftigung eines Mannes, der graben muß, gibt ihm eine Vorbereitung für die Arbeiten in den Laufgräben, und die Befestigung eines Lagers gleicht wohl der Einzäunung eines Feldes. Der gewöhnliche Zeitvertreib solcher Ackerbauer ist derselben Art wie der der Hirten und gibt gleichfalls ein Abbild des Krieges. Da aber Ackerbauer weniger Muße haben als Hirten, so geben sie sich auch weniger mit solchem Zeitvertreib ab; sie sind Soldaten, aber keine so wohlgeübten Soldaten. So, wie sie jedoch sind, kosten sie dem Staate oder dem Fürsten nur selten einen Aufwand, um zum Kriege gerüstet zu werden.

Der Ackerbau setzt selbst in seinem rohesten und niedrigsten Zustande eine Ansiedlung, eine Art von festem Wohnsitze voraus, der nicht ohne großen Verlust aufgegeben werden kann. Wenn daher eine Nation von bloßen Ackerbauern in den Krieg zieht, so können nicht alle zusammen ins Feld rücken. Die alten Männer wenigstens, die Weiber und Kinder müssen zu Hause bleiben, um für das Haus zu sorgen. Doch können alle Männer von dienstfähigem Alter ins Feld rücken, was bei kleinen Völkerschaften dieser Art oft wirklich geschehen ist. In jeder Nation nimmt man an, daß die

Zahl der Streitbaren ein Viertel oder ein Fünftel von der ganzen Volksmenge betrage. Wenn der Feldzug nach der Aussaat beginnt und vor der Ernte endigt, so kann der Landmann mit seinen besten Arbeitern ohne großen Nachteil von seinem Gute abwesend sein. Er verläßt sich darauf, daß die Arbeit, die in der Zwischenzeit getan werden muß, von den alten Männern, den Weibern und Kindern befriedigend genug verrichtet wird, und er ist deshalb nicht abgeneigt, einen kurzen Feldzug ohne Sold mitzumachen, so daß es dem Fürsten oder Staate ebenso wenig kostet, ihn im Felde zu unterhalten, als ihn dazu auszurüsten. Die Bürger aller Staaten des alten Griechenlands scheinen bis nach dem Zweiten persischen Kriege auf diese Weise gedient zu haben, und dasselbe war der Fall bei den Peloponnesiern bis nach dem Peloponnesischen Kriege. Die Peloponnesier, bemerkt Thukydides, verließen gewöhnlich im Sommer das Feld und gingen zur Ernte nach Hause. Ebenso diente das römische Volk zur Zeit der Republik. Erst bei der Belagerung von Veji kam es vor, daß diejenigen, welche zu Hause geblieben waren, zum Unterhalte derer, welche in den Krieg zogen, etwas beitrugen. In den europäischen Monarchien, die auf den Trümmern des römischen Reiches gegründet wurden, pflegten sowohl vor der Einführung des sogenannten Lehnswesens als auch einige Zeit nach derselben die großen Barone mit allen ihren Untersassen der Krone auf ihre eigenen Kosten zu dienen. Sie lebten im Felde ebenso wie zu Hause von ihren eigenen Einkünften und nicht von einem Solde oder einer Bezahlung, die sie von den Königen erhielten.

Bei einem noch ausgebildeteren Zustande der Gesellschaft (IV) machen es zweierlei Ursachen ganz unmöglich, daß die, welche ins Feld rücken, sich auf ihre eigenen Kosten unterhalten. Diese beiden Ursachen sind: der Fortschritt in den Manufakturen und die Vervollkommnung der Kriegskunst.

Wenn ein Ackerbauer in einen Kriegszug mitgenommen wird, vorausgesetzt, daß derselbe nach der Aussaat beginnt und vor der Ernte endigt, so verursacht ihm die Unterbrechung seines Geschäftes nicht immer eine beträchtliche Verminderung in seiner Ein-

nahme. Ohne seine Mitwirkung tut die Natur selbst den größten Teil der Arbeit, welche getan werden muß. Sobald dagegen ein Handwerker, z. B. ein Schmied, Zimmermann oder Weber, seine Werkstatt verläßt, so versiegt die einzige Quelle seines Einkommens gänzlich. Die Natur tut nichts für ihn; er muß alles für sich selbst tun. Wenn er daher zur Verteidigung des Staates ins Feld rückt, so muß er auch, da er kein Einkommen hat, von welchem er sich selbst unterhalten könnte, auf Staatskosten unterhalten werden. Nun muß aber in einem Lande, dessen meiste Einwohner Handwerker und Gewerbetreibende sind, der größte Teil derer, welche in den Krieg ziehen, aus diesen Klassen genommen und folglich, solange er im Dienste ist, auf Staatskosten unterhalten werden.

Wenn die Kriegskunst nach und nach zu einer sehr zusammengesetzten und weitläufigen Wissenschaft geworden ist, wenn der Ausgang des Krieges sich nicht mehr wie in den ersten Zeiten der Gesellschaft durch ein einziges unregelmäßiges Gefecht entscheidet, sondern der Kampf gewöhnlich mehrere Feldzüge hindurch fortdauert, wovon jeder den größten Teil des Jahres einnimmt: so wird es allgemein notwendig, daß der Staat diejenigen, welche ihm im Kriege dienen, wenigstens so lange unterhält, als ihre Dienstzeit währt. Das sonstige Geschäft dieser Leute im Frieden mag sein, welches es wolle, so würde doch immer ein so langwieriger und kostspieliger Dienst eine zu schwere Last für sie sein. Daher scheint es auch, daß nach dem Zweiten persischen Kriege die atheniensischen Heere größtenteils aus Mietstruppen bestanden, wovon zwar ein Teil Bürger und nur ein Teil Fremde waren, die aber alle auf gleiche Weise von Staats wegen gedungen und bezahlt wurden. Seit der Belagerung von Veji erhielten die römischen Truppen ihren Sold so lange, als sie im Felde blieben. Unter den Feudalregierungen wurde nach einer gewissen Periode der Kriegsdienst sowohl den großen Baronen als ihren Untervasallen allgemein gegen eine Geldzahlung erlassen, von deren Betrage diejenigen, die statt ihrer dienten, unterhalten wurden.

Die Zahl derer, welche in den Krieg ziehen können,

ist im Verhältnis zur ganzen Menge der Bevölkerung in einem zivilisierten Zustande der Gesellschaft notwendig weit geringer als in einem rohen. Da in einer zivilisierten Gesellschaft die Soldaten lediglich durch die Arbeit derer unterhalten werden, die nicht Soldaten sind, so kann die Zahl der ersteren niemals größer sein, als sie die letzteren mit Unterhalt zu versorgen imstande sind, nachdem sie außerdem noch sowohl sich selbst als auch den übrigen Verwaltungs- und Justizbeamten, die gleichfalls von ihnen leben müssen, einen angemessenen Unterhalt verschafft haben. In den kleinen ackerbautreibenden Staaten des alten Griechenlands sah sich der vierte oder fünfte Teil der ganzen Bevölkerung als Soldaten an und rückte auch bisweilen, wie es heißt, ganz ins Feld. Unter den zivilisierten Nationen des neueren Europa nimmt man gewöhnlich an, daß nicht mehr als der hundertste Teil der sämtlichen Bewohner eines Landes zum Kriegsdienste herangezogen werden darf, wenn nicht das Land, welches die Kosten dieses Dienstes zu tragen hat, zugrunde gerichtet werden soll.

Die Kosten der Ausrüstung einer Armee scheinen erst in einer weit späteren Zeit beträchtlicher geworden zu sein, als diejenige war, wo der Unterhalt des Soldaten im Kriege dem Fürsten oder dem Staate zur Last zu fallen anfing. In allen Republiken des alten Griechenlands war es ein notwendiger Teil der Erziehung, die der Staat von jedem freien Bürger verlangte, daß er die kriegerischen Übungen erlernte. In jeder Stadt scheint ein öffentlicher Platz gewesen zu sein, wo den jungen Leuten unter der Aufsicht obrigkeitlicher Personen die mancherlei Übungen von verschiedenen Lehrern beigebracht wurden. In dieser höchst einfachen Veranstaltung bestand der ganze Aufwand, den ein griechischer Staat für die Vorbereitung seiner Bürger zum Kriege gemacht zu haben scheint. Im alten Rom hatten die Übungen auf dem Campus Martius den nämlichen Zweck wie die des Gymnasiums im alten Griechenland. Unter den Feudalregierungen gingen die vielen öffentlichen Verordnungen, daß die Bürger jedes Distriktes sich im Armbrustschießen und

in manchen anderen Kriegskünsten üben sollten, auf denselben Zweck aus, scheinen ihn aber nicht ebenso gut erreicht zu haben. Sei es aus Mangel an Interesse, an welchem es die mit dem Vollzuge jener Verordnungen betrauten Beamten fehlen ließen, oder aus irgendwelchen anderen Ursachen, genug, die Verordnungen wurden allgemein vernachlässigt, und die kriegerischen Übungen kamen in diesen Reichen bei der großen Masse des Volkes nach und nach ganz außer Gebrauch.

In den Republiken des alten Griechenlands und Roms während der ganzen Dauer ihres Bestehens und in den Feudalreichen während einer langen Zeit nach ihrer ersten Begründung war das Gewerbe eines Soldaten kein abgesondertes, geschiedenes, welches die einzige oder Hauptbeschäftigung einer besonderen Klasse von Bürgern gebildet hätte. Jeder Untertan des Staates, was auch sein gewöhnliches Gewerbe oder Geschäft war, womit er sich sein Brot verdiente, sah sich in allen gewöhnlichen Fällen als geschickt und in außerordentlichen Fällen als verpflichtet an, das Soldatenhandwerk zu treiben.

Die Kriegskunst wird jedoch, wie sie gewiß die edelste aller Künste ist, mit dem Fortgange der Kultur notwendig eine der schwierigsten. Der Stand der mechanischen und mancher anderen Künste, mit denen sie notwendig in Verbindung steht, bestimmt den Grad der Vollkommenheit, zu welchem sie in jedem Zeitpunkte gelangen kann. Um aber auf diesen Grad der Vollkommenheit zu kommen, muß sie notwendig zur einzigen oder zur Hauptbeschäftigung einer eigenen Bürgerklasse werden: denn die Teilung der Arbeit ist zu ihrer Vervollkommnung ebenso notwendig als zu der aller anderen Künste. In die übrigen Künste wird die Teilung der Arbeit von selbst durch die Klugheit einzelner Personen eingeführt, die mehr ihre Rechnung dabei finden, wenn sie sich auf ein einziges Gewerbe beschränken, als wenn sie deren viele betreiben. Aber aus dem Gewerbe eines Soldaten kann nur die Weisheit des Staates ein eigenes, von allen anderen abgesondertes und geschiedenes machen. Ein Privatmann, der im tiefen Frieden und ohne eine besondere Aufforderung

von seiten des Staates den größten Teil seiner Zeit mit militärischen Übungen zubringen wollte, würde sich ohne Zweifel in denselben sehr vervollkommnen und sich dabei auch ganz gut vergnügen, aber seinen Vorteil würde er gewiß nicht dabei finden. Nur die Weisheit des Staates kann machen, daß jener seinen Vorteil darin sieht, wenn er den größten Teil seiner Zeit dieser besonderen Beschäftigung widmet; aber nicht immer hatten die Staaten diese Weisheit, ja selbst dann nicht, wenn ihre Umstände derart waren, daß ihre Selbsterhaltung sie dringend nötig machte.

Ein Hirt hat sehr viel müßige Zeit; ein Ackerbauer hat, solange der Landbau sich in einem rohen Zustande befindet, einige; ein Handwerker oder Manufakturist hat gar keine. Der erstere kann ohne sonderlichen Verlust einen großen Teil seiner Zeit auf kriegerische Übungen verwenden; der zweite hat nur einen kleineren Teil derselben dazu übrig; der letztere aber kann auch nicht eine einzige Stunde ohne Verlust damit zubringen, und die Sorge für sein nächstes Interesse bewegt ihn natürlich, jene Übungen ganz zu vernachlässigen. Auch dem Ackerbau lassen jene Verbesserungen im Landbau, welche der Fortschritt in Künsten und Manufakturen mit sich bringt, ebensowenig müßige Zeit übrig als dem Handwerker. Militärische Übungen werden dann von den Bewohnern des platten Landes ebenso sehr vernachlässigt als von den Städtern, und die große Masse des Volkes wird völlig unkriegerisch. Zu gleicher Zeit reizt aber der Reichtum, welcher jederzeit jenen Verbesserungen im Landbau und in den Gewerben folgt und wirklich nichts anderes ist als das aufgehäufte Produkt dieser Verbesserungen, alle Nachbarn zu feindlichen Einfällen. Eine gewerbfleißige und deshalb reiche Nation ist unter allen Nationen am meisten feindlichen Angriffen ausgesetzt, und wenn der Staat nicht neue Maßregeln für die öffentliche Verteidigung ergreift, so wird das Volk durch seine natürlichen Gewohnheiten ganz unfähig, sich zu schützen.

Unter diesen Umständen scheint es nur zwei Wege zu geben, wie der Staat einigermaßen für seine Verteidigung Sorge tragen kann.

Entweder kann er erstens durch strenge Polizeigesetze, ohne alle Rücksicht auf das Interesse, die Anlage und die Neigungen des Volkes, zu militärischen Übungen zwingen und entweder alle streitbaren Bürger oder eine gewisse Anzahl derselben nötigen, das Soldatenhandwerk mit ihrem eigenen Gewerbe oder Berufe in einem gewissen Grade zu verbinden.

Oder er kann zweitens eine gewisse Anzahl von Bürgern ernähren und in steter militärischer Übung erhalten, so daß er das Gewerbe eines Soldaten zu einem eigenen, von allen anderen abgesonderten und geschiedenen macht.

Ergreift der Staat das erstere dieser Mittel, so sagt man, daß seine Kriegsmacht in einer Miliz (Landwehr) bestehe; ergreift er das zweite, so sagt man, daß er ein stehendes Heer habe. Militärische Übungen sind die einzige oder die Hauptbeschäftigung der Soldaten eines stehenden Heeres, und der Unterhalt oder der Sold, den ihnen der Staat reicht, ist der gewöhnliche und hauptsächlichste Fonds ihrer Lebensmittel. Bei den Soldaten einer Miliz bilden die militärischen Übungen nur eine gelegentliche Beschäftigung, und sie haben an anderen Arbeiten ihren gewöhnlichen und hauptsächlichen Unterhaltsfonds. In einer Miliz hat der Charakter des Ackerbauers, Handwerkers oder Handelsmanns das Übergewicht über den des Soldaten; in einem stehenden Heere herrscht der Charakter des Soldaten vor allem vor. Und in diesem Unterschied scheint die wesentliche Verschiedenheit beider Arten von Kriegsmacht zu bestehen. . . .

Es kamen viele Ursachen zusammen, die Disziplin der römischen Heere aufzulösen. Ihre äußerste Strenge war vielleicht eine dieser Ursachen. In den Tagen ihrer Größe, als kein Feind mehr stark genug zu sein schien, ihnen die Spitze zu bieten, legten sie ihre schwere Rüstung als eine unnütze Last ab und vernachlässigten ihre anstrengenden Übungen als eine unnötige Beschwerde. Dazu kam noch, daß unter den römischen Kaisern die stehenden Heere Roms, besonders diejenigen, welche die germanischen und pannonischen Grenzen bewachten, ihren Herren fürchterlich wurden, da sie denselben oft ihre eigenen Generale entgegen-

stellten. Um sie weniger gefährlich zu machen, zog sie Diocletian oder, wie andere berichten, Constantin, zuerst von der Grenze weg, wo sie vorher immer in großen Korps, gewöhnlich von zwei oder drei Legionen, gestanden hatten, und verteilte sie in verschiedene Provinzialstädte, von wo sie selten wieder weggenommen wurden, wenn nicht gerade ein feindlicher Angriff abgeschlagen werden mußte. Soldaten, die in kleinen Korps in Handels- und Manufakturstädten einquartiert waren und nur selten aus diesen Quartieren wegkamen, wurden nach und nach selbst Handelsleute, Handwerker und Gewerbetreibende. Der Charakter des Bürgers erhielt bei ihnen über den des Soldaten die Oberhand, und die stehenden Heere Roms arteten nach und nach zu einer verdorbenen, vernachlässigten und undisziplinierten Miliz aus, die den Angriffen der germanischen und skythischen Milizen, welche bald nachher in das westliche Reich eindrangen, nicht zu widerstehen vermochte. Nur dadurch waren die Kaiser imstande, sich noch eine Zeitlang zu verteidigen, daß sie die Miliz einiger dieser Völkerschaften in Sold nahmen, um sie der Miliz anderer entgegenzustellen. Der Fall des westlichen Reiches ist die dritte große Revolution in dem politischen Zustande der Welt, von der uns die alte Geschichte einen klaren und umständlichen Bericht hinterlassen hat. Sie kam durch die unwiderstehliche Überlegenheit zustande, welche die Miliz eines barbarischen Volkes über die eines zivilisierten, die Miliz einer Nation von Hirten über die einer Nation von Ackerbauern, Handwerkern und Gewerbetreibenden hat. Die Siege, welche Milizen erfochten, gewannen sie gewöhnlich nicht über stehende Heere, sondern über andere Milizen, die ihnen an Disziplin und Kriegsübung nachstanden. Von dieser Art waren die Siege, welche die griechische Miliz über die persische davontrug, und ebendahin gehören auch in späterer Zeit die Siege der Schweizer Miliz über die österreichische und burgundische.

Die Kriegsmacht der germanischen und skythischen Nationen, die sich auf den Trümmern des abendländischen Reiches einrichteten, blieb eine Zeitlang in

ihren neuen Sitzen ebenso, wie sie in ihrem ursprünglichen Vaterlande gewesen war. Sie war eine Miliz von Hirten und Ackerbauern, die unter der Anführung der nämlichen Oberhäupter in den Krieg zog, denen sie auch im Frieden zu gehorchen gewohnt waren. Sie war daher ziemlich exerziert und diszipliniert. Als aber Künste und Gewerbe größere Fortschritte machten, nahm das Ansehen der Oberhäupter allmählich ab, und die große Masse des Volkes hatte nicht mehr so viel Zeit zu militärischen Übungen übrig. So geriet Disziplin und Kriegsübung bei der Feudalmiliz nach und nach in Verfall, und es wurden allmählich stehende Heere statt ihrer eingeführt. Wenn aber erst eine zivilisierte Nation ein stehendes Heer bei sich eingerichtet hatte, so konnten es ihre Nachbarn nicht mehr umgehen, ihrem Beispiele zu folgen. Sie fanden bald, daß ihre Sicherheit von dieser Maßregel abhing und daß ihre eigene Miliz durchaus nicht imstande sei, den Angriffen eines solchen Heeres zu widerstehen. —

Es hat sich oft gezeigt, daß die Soldaten eines stehenden Heeres, wenn sie auch niemals einen Feind gesehen hatten, doch ganz den Mut alter Truppen besaßen und, sobald sie ins Feld rückten, den abgehärtetsten und erfahrensten Veteranen gewachsen waren. Als 1756 die russische Armee nach Polen marschierte, zeigte sich die Tapferkeit der russischen Soldaten durchaus nicht geringer als die der preußischen, die doch zu jener Zeit für die abgehärtetsten und erfahrensten Veteranen in Europa galten. Und doch hatte sich das russische Reich fast zwanzig Jahre lang eines tiefen Friedens erfreut und konnte damals nur wenige Soldaten haben, die einen Feind gesehen hatten. Als der spanische Krieg im Jahre 1739 ausbrach, hatte England seit etwa achtundzwanzig Jahren Frieden gehabt. Anstatt daß jedoch der Mut seiner Soldaten durch den langen Frieden hätte geschwächt sein sollen, zeichnete er sich vielmehr nie so aus als bei dem Angriff auf Karthagena, der ersten unglücklichen Unternehmung dieses unglücklichen Krieges. Die Generäle mögen vielleicht in einem langen Frieden zuweilen ihre Kunst vergessen, aber die Soldaten scheinen, wo ein wohlgeordnetes stehendes Heer erhalten wird, ihren Mut nicht zu vergessen.

Wenn eine zivilisierte Nation sich zu ihrer Verteidigung auf eine Miliz verläßt, so lebt sie immer in der Gefahr, von jedem rohen Volke, das in ihrer Nachbarschaft wohnt, unterjocht zu werden. Die vielfältigen Eroberungen, welche den Tataren in allen zivilisierten Ländern Asiens gelangen, beweisen zur Genüge die natürliche Überlegenheit der Miliz eines barbarischen Volkes über die eines zivilisierten. Eine wohlgeordnete stehende Armee ist jeder Miliz überlegen. So wie eine solche Armee nur von einer reichen zivilisierten Nation gut unterhalten werden kann, so kann auch eine solche Nation nur durch diese Armee gegen die Angriffe eines armen rohen Nachbarn geschützt werden. Es ist daher nur mittelst einer stehenden Armee möglich, die Zivilisation eines Landes dauernd zu machen oder sie auch nur auf eine beträchtliche Zeit zu behaupten.

Wie eine stehende Armee das einzige Mittel ist, ein zivilisiertes Land zu schützen, so ist sie auch das einzige Mittel, ein rohes Land schnell und ziemlich gut zu zivilisieren. Eine stehende Armee hält mit unwiderstehlicher Gewalt das Gesetz des Fürsten auch in den entlegensten Provinzen aufrecht und macht eine regelmäßige Regierung in Ländern möglich, wo sie sich sonst durchaus nicht behaupten könnte. Wer die Kulturfortschritte mit Aufmerksamkeit betrachtet, die Peter der Große in dem russischen Reiche bewirkte, der wird finden, daß sie sich fast ganz in der Einrichtung einer wohlorganisierten stehenden Armee vereinigen. Sie ist das Werkzeug, womit er alle seine übrigen Anordnungen ausführte und aufrecht erhielt. Den Grad von Ordnung und innerem Frieden, den dieses Reich seit jener Zeit genossen hat, hat es lediglich dem Einflusse dieser Armee zu danken.

Männer von republikanischen Grundsätzen sind immer gegen ein stehendes Heer argwöhnisch gewesen, weil es für die Freiheit gefährlich sei. Und das ist es in der Tat, wenn das Interesse des Generals und der obersten Offiziere nicht eng an die Erhaltung der Staatsverfassung geknüpft ist. Das stehende Heer Cäsars richtete die römische Republik zugrunde. Das stehende Heer Cromwells jagte das lange Parlament

auseinander. Aber da, wo der Fürst selbst General ist, und wo der vornehmste Adel und die Grundbesitzer des Landes die Offiziere der Armee sind, wo die Militärmacht unter den Befehl derer gestellt ist, die bei der Unterstützung der bürgerlichen Obrigkeit selbst ein sehr großes Interesse haben, weil sie zum großen Teil diese bürgerliche Obrigkeit ausmachen: da kann ein stehendes Heer niemals der Freiheit gefährlich werden. Im Gegenteil wird es ihr manchmal zum Schutze dienen. Die Sicherheit, welche es dem Fürsten gibt, macht jene unruhige Eifersucht unnötig, womit man in manchen neueren Republiken über die geringsten Handlungen jedes Bürgers wacht und immer bereit ist, seine Ruhe zu stören. Wo die Sicherheit der Obrigkeit, wenn sie auch von dem besten Teile der Einwohner eines Landes unterstützt wird, doch durch jede Unzufriedenheit des Pöbels in Gefahr kommen kann, wo ein kleiner Tumult imstande ist, in wenigen Stunden eine Revolution zuwege zu bringen: da muß das ganze Ansehen der Regierung angewandt werden, jedes Murren und jede Klage zu unterdrücken und zu bestrafen. Einem Fürsten hingegen, der sich nicht nur durch die natürliche Aristokratie des Landes, sondern auch durch ein wohlorganisiertes stehendes Heer geschützt weiß, können auch die rohesten, grundlosesten und frechsten Forderungen nur wenig Unruhe machen. Er kann sie getrost vergeben oder verachten, und das Bewußtsein seiner Überlegenheit macht ihn natürlich geneigt, so zu handeln. Derjenige Grad von Freiheit, der an Frechheit grenzt, kann nur in Ländern gestattet werden, wo das Staatsoberhaupt durch ein wohlorganisiertes stehendes Heer geschützt ist. Nur in solchen Ländern fordert die öffentliche Sicherheit nicht, daß dem Staatsoberhaupte eine willkürliche Gewalt in die Hände gegeben werde, damit er die Unverschämtheit jener unbegrenzten Freiheit niederhalten könne.

Die erste Pflicht des Staatsoberhauptes, die Pflicht, die Gesellschaft gegen die Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit anderer unabhängiger Gesellschaften zu schützen, wird daher nach und nach immer kostspieliger, je weiter die Gesellschaft in der Zivilisation fortschreitet. Die Militärmacht der Gesellschaft, welche

ursprünglich dem Fürsten weder im Frieden noch im Kriege Kosten macht, muß bei weiterer Kultur zuerst nur während des Krieges, später aber auch im Frieden selbst unterhalten werden.

Die durch die Erfindung der Feuerwaffen in die Kriegskunst gekommene große Veränderung hat die Kosten sowohl des Einexerzierens und Disziplinierens einer gewissen Anzahl von Soldaten in Friedenszeiten als auch ihrer Verwendung im Kriege noch mehr vergrößert. Ihre Waffen und ihre Munition sind teurer geworden. Eine Flinte ist eine teurere Maschine als ein Wurfspieß oder als Bogen und Pfeile; eine Kanone oder ein Mörser ist teurer als eine Balista oder ein Katapult. Das Pulver, das jetzt bei einer Revue verschossen wird, ist unwiederbringlich verloren und verursacht ganz bedeutende Kosten. Die Wurfspieße und Pfeile, die bei einer alten Musterung geworfen oder verschossen wurden, ließen sich leicht wieder auflesen und hatten überdies nur geringen Wert. Die Kanonen und Mörser sind nicht nur weit teurere, sondern auch weit schwerere Maschinen als die Balisten oder Katapulte und erfordern nicht nur für ihre Verfertigung, sondern auch für ihre Fortschaffung im Kriege weit größeren Aufwand. Da auch die Überlegenheit der neueren Artillerie gegen die der alten sehr groß ist, so ist es weit schwieriger und folglich auch weit kostspieliger geworden, eine Stadt so zu befestigen, daß sie auch nur einige Wochen lang dem Angriff dieser Artillerie widerstehen kann. Es kommen in neueren Zeiten viele verschiedene Ursachen zusammen, die Verteidigung der Gesellschaft kostbarer zu machen. Zu den unvermeidlichen Wirkungen der natürlichen Fortschritte in der Kultur gesellte sich also noch eine große Veränderung in der Kriegskunst, zu welcher ein neuer Zufall, die Erfindung des Schießpulvers, Veranlassung gegeben hat.

In den neueren Kriegen geben die großen Kosten der Feuergewehre derjenigen Nation, welche diese Kosten am besten bestreiten kann, einen unleugbaren Vorteil, so daß eine reiche und zivilisierte Nation vieles vor einer armen, unzivilisierten voraus hat. In alten Zeiten fanden es reiche, zivilisierte Nationen schwierig, sich gegen arme, unzivilisierte zu verteidigen; in neueren

2*

Zeiten fällt es den armen und unzivilisierten schwer, sich gegen die reichen und zivilisierten zu verteidigen. Die Erfindung der Feuerwaffen, eine Erfindung, die beim ersten Anblick so verderblich zu sein scheint, hat sicherlich dazu beigetragen, der Zivilisation Dauer und Ausbreitung zu geben.

2. Wirtschaftsstufen und Recht[1]).

Die zweite Pflicht des Staatsoberhauptes, die Pflicht, jedes Glied der Nation so viel als möglich gegen die Ungerechtigkeit und Unterdrückung jedes anderen Gliedes derselben zu schützen, oder die Pflicht, eine gute Rechtspflege aufrechtzuerhalten, erfordert ebenfalls in den verschiedenen Perioden der menschlichen Gesellschaft einen sehr verschiedenen Aufwand.

Unter Jägervölkern gibt es beinahe gar kein Eigentum oder wenigstens kein solches, welches den Wert von zwei- oder dreitägiger Arbeit überstiege, und daher findet sich bei ihnen beinahe gar keine dauernde Obrigkeit oder keine regelmäßige Rechtspflege. Menschen, die kein Eigentum besitzen, können einander nur an ihrer Person oder ihrer Ehre kränken. Wenn aber ein Mensch den andern tötet, verwundet, schlägt oder verleumdet, so leidet zwar derjenige, dem die Unbill widerfährt, aber der andere, der sie ihm antut, hat keinen Gewinn davon. Anders verhält es sich mit den Verletzungen des Eigentums. Da ist der Gewinn des Verletzenden oft ebenso groß als der Verlust des Gekränkten. Neid, Bosheit oder Rachsucht sind die einzigen Leidenschaften, welche einen Menschen bewegen können, einen andern an seiner Person oder an seiner Ehre zu kränken. Allein die meisten Menschen sind dem Einflusse dieser Leidenschaften nur selten unterworfen, und selbst die schlimmsten unter ihnen sind es nur dann und wann. Da ferner ihre Befriedigung, so wohltuend sie auch für gewisse Charaktere sein mag, doch mit keinem wirklichen oder dauernden Vorteil

[1]) Erster Abschnitt von Buch. V, Kap. I, Teil 2 des „Reichtums der Nationen“.

verknüpft ist, so lassen sich die meisten gewöhnlich durch Erwägungen der Klugheit davon zurückhalten. Die Menschen können bei leidlicher Sicherheit in Gesellschaft zusammen leben, wenn auch keine bürgerliche Obrigkeit da ist, die sie vor den Ungerechtigkeiten jener Leidenschaften schützt. Aber Habsucht und Ehrgeiz bei den Reichen, Haß der Arbeit und Liebe zu augenblicklicher Bequemlichkeit und Genuß bei den Armen: das sind die Leidenschaften, welche zu Angriffen auf das Eigentum antreiben, Leidenschaften, die weit beharrlicher in ihrer Wirkung und weit ausgebreiteter in ihrem Einfluß sind. Überall, wo viel Eigentum ist, da ist auch große Ungleichheit. Für einen sehr reichen Mann muß es wenigstens fünfhundert Arme geben, und der Überfluß bei den wenigen setzt die Dürftigkeit bei der Menge voraus. Der Überfluß der Reichen erweckt den Unwillen der Armen, die oft durch Mangel und durch Neid dazu getrieben werden, die Besitzungen der ersteren anzufallen. Nur unter dem Schutze einer bürgerlichen Obrigkeit kann der Inhaber eines solchen wertvollen Eigentums, welches durch die Arbeit vieler Jahre, ja vielleicht mehrerer aufeinander folgenden Geschlechter erworben worden ist, auch nur eine einzige Nacht ruhig und in Sicherheit schlafen. Er ist allezeit von unbekannten Feinden umgeben, die er, so wenig er sie auch gereizt hat, doch niemals besänftigen kann, und vor deren ungerechten Angriffen ihn nur der mächtige Arm einer bürgerlichen Obrigkeit, der immer zur Bestrafung derselben aufgehoben ist, zu schützen vermag. Es erfordert also das Erwerben eines wertvollen und großen Eigentums die Einsetzung einer bürgerlichen Regierung. Da, wo es gar kein Eigentum oder wenigstens kein solches gibt, das den Wert einer zwei- oder dreitägigen Arbeit übersteigt, ist eine bürgerliche Regierung nicht so notwendig.

Diese setzt eine gewisse Unterordnung voraus. Wie aber die Notwendigkeit einer bürgerlichen Regierung stufenweise mit der Erwerbung von wertvollem Eigentum wächst, so entstehen auch die Hauptursachen, welche natürlicherweise zu einer

Subordination führen, nach und nach mit dem Anwachsen dieses wertvollen Eigentums.

Die Ursachen oder Umstände, welche natürlicherweise zu einer Unterordnung führen, oder welche vor aller bürgerlichen Verfassung einige Menschen über den größten Teil ihrer Mitbrüder erheben, scheinen folgende vier zu sein.

Die erste dieser Ursachen ist der Vorzug persönlicher Eigenschaften, der Stärke, der Schönheit, der Geschmeidigkeit des Körpers, der Weisheit und Tugend, der Klugheit, der Gerechtigkeit, der Tapferkeit und des Gleichmutes. Die körperlichen Eigenschaften können, wenn sie nicht durch geistige unterstützt werden, dem Menschen zu allen Zeiten nur wenig Ansehen geben. Der ist schon ein sehr starker Mensch, der durch seine bloßen Körperkräfte zwei schwächere Menschen zwingen kann, ihm zu gehorchen. Die geistigen Eigenschaften allein können großes Ansehen verschaffen. Sie sind jedoch unsichtbar, stets strittig und werden gewöhnlich wirklich bestritten. Keine Gesellschaft, weder eine unzivilisierte noch eine zivilisierte, hat es jemals zweckmäßig gefunden, Regeln über die Abstufung des Ranges und der Unterordnung auf diese unsichtbaren Eigenschaften zu gründen. Man gründete sie auf etwas Augenfälligeres und Faßbareres.

Die zweite jener Ursachen ist das höhere Alter. Ein alter Mann, vorausgesetzt, daß sein Alter nicht schon zu dem Verdachte berechtigt, er sei kindisch geworden, wird überall mehr geehrt als ein junger Mann von gleichem Range, gleichem Vermögen und gleichen Geistesgaben. Bei Jägervölkern, wie den eingeborenen Männern Nordamerikas, ist das Alter der einzige Grund für Vorrang und hohe Stellung. Unter ihnen ist Vater das Wort für einen Höheren, Bruder das für einen Gleichen und Sohn das für einen Unteren. Bei den reichsten und zivilisiertesten Nationen bestimmt das Alter den Rang unter denjenigen Personen, die in jeder sonstigen Beziehung gleich sind, und bei denen sich also weiter nichts findet, wonach die Rangordnung bestimmt werden könnte. Unter Geschwistern haben die ältesten immer

den Vorzug, und bei der Erbfolge in den väterlichen Gütern wird alles, was nicht geteilt werden kann, sondern einer Person ganz zufallen muß, wie z. B. die Ehrentitel, meistenteils dem Ältesten überlassen. Das Alter ist eine augenfällige und faßbare Eigenschaft, über die sich nicht weiter streiten läßt.

Die dritte jener Ursachen ist das größere Vermögen. Das Ansehen der Reichen ist zwar in jedem Zeitalter der Gesellschaft groß, aber am größten ist es wohl in den rohesten Zeiten derselben, sofern sie nämlich eine bedeutende Vermögensungleichheit aufzuweisen hat. Ein Tatarhäuptling, dessen Herden sich so vermehren, daß er tausend Menschen damit ernähren kann, weiß dieselben nicht wohl anders anzuwenden, als daß er wirklich tausend Menschen damit unterhält. Der rohe Zustand seiner Gesellschaft bietet ihm keine Manufakturwaren dar, keinen Tand und keine Spielereien, wogegen er denjenigen Teil seines Rohproduktes vertauschen könnte, den er nicht zu seiner eigenen Konsumtion braucht. Die tausend Menschen, denen er Unterhalt gibt, hängen hinsichtlich dieses ihres Unterhaltes ganz von ihm ab und müssen daher sowohl im Kriege seinen Befehlen gehorchen als auch im Frieden sich seiner Gerichtsbarkeit unterwerfen. Er ist notwendigerweise ebensosehr ihr General wie ihr Richter, und seine Häuptlingschaft ist die notwendige Wirkung seines größeren Vermögens. In einer reichen und zivilisierten Gesellschaft kann ein Mensch ein weit größeres Vermögen besitzen und doch nicht über ein Dutzend Leute zu befehlen haben. Obgleich die Erzeugnisse seines Gutes groß genug sind, mehr als tausend Menschen Unterhalt zu gewähren und ihn ihnen vielleicht auch wirklich gewähren, so bezahlen diese Leute doch alles, was sie von ihm nehmen, und er gibt seinerseits an niemanden etwas her, ohne dafür einen gleichen Wert zu erhalten, so daß sich nicht leicht jemand als von ihm abhängig ansieht und seine Autorität sich nur auf weniges Gesinde beschränkt. Doch ist das Ansehen, welches das Vermögen gibt, in einer reichen und zivilisierten Gesellschaft immer noch sehr groß. Daß es weit größer sei als das Ansehen, welches das Alter oder

persönliche Eigenschaften erteilen, ist die beständige Klage aller Zeitalter gewesen, sobald die Gesellschaft eine bedeutende Vermögensungleichheit aufzuweisen hatte. Die erste Periode der menschlichen Gesellschaft, die Periode der Jäger, zeigt keine solche Ungleichheit. Allgemeine Armut bringt allgemeine Gleichheit unter ihnen hervor, und höheres Alter oder persönliche Vorzüge sind die einzigen, aber schwachen Stützen des Ansehens und der Unterordnung. Daher findet sich auch nur wenig oder gar kein Ansehen und keine Unterordnung in dieser Periode der Gesellschaft. Die zweite Periode der Gesellschaft, die der Hirten, hat schon sehr große Vermögensungleichheiten aufzuweisen, und in keiner anderen Periode gibt das größere Vermögen ein gleich hohes Ansehen. In keiner ist daher auch Oberherrlichkeit und Subordination fester gegründet. Das Ansehen eines arabischen Scheikh ist sehr groß; das eines Tatarkhans geradezu eine despotische Gewalt.

Die vierte jener Ursachen ist der Vorzug der Geburt. Dieser setzt einen alten Reichtum in der Familie dessen voraus, der auf den Geburtsvorzug Anspruch macht. Alle Familien sind gleich alt, und wenn die Vorfahren eines Fürsten auch besser bekannt sind, so sind sie doch nicht zahlreicher als die des Bettlers. Das Alter einer Familie bedeutet also überall nichts weiter als das Alter des Reichtums oder desjenigen Ansehens, welches sich auf den Reichtum zu gründen pflegt oder doch von ihm begleitet wird.

Eine neu entstandene Größe ist überall weniger angesehen als eine alte. Der Haß gegen Usurpatoren und die Liebe zu einer alten Fürstenfamilie haben größtenteils ihren Grund in der Verachtung, welche die Menschen gegen die ersteren, und in der Verehrung, welche sie gegen die letztere hegen. So wie sich ein Offizier ohne Widerrede dem Befehl eines Oberen, unter dessen Kommando er immer gestanden hat, fügt, aber durchaus nicht vertragen kann, daß einer, der ihm bisher untergeben war, über ihn gesetzt werde, so unterwerfen sich auch die Menschen leicht einer Familie, denen sie und ihre Vorfahren von jeher gehorcht haben, entbrennen aber vor Unwillen, wenn

eine andere Familie, der sie noch keine hohe Stellung zuerkannt hatten, sich der Herrschaft über sie bemächtigen will.

Der Geburtsunterschied kann, da er erst eine Folge der Vermögensungleichheit ist, bei einem Jägervolke, bei welchem alle Menschen an Vermögen und folglich auch an Geburt einander fast gleich sind, nicht vorkommen.

Der Sohn eines weisen und tapferen Mannes kann zwar unter ihnen etwas mehr geehrt sein als ein Mann von gleichem Verdienste, der das Unglück hat, der Sohn eines Narren oder Feigherzigen zu sein; allein dieser Unterschied wird nicht sehr groß sein, und es gab, glaube ich, nie eine große Familie in der Welt, deren Berühmtheit einzig und allein von der Weisheit und Tugend der Ahnherren herrührte.

Der Geburtsunterschied kann nicht nur bei Hirtenvölkern entstehen, sondern stellt sich wirklich immer bei ihnen ein. Solchen Nationen bleibt jede Art von Luxus fremd und großer Reichtum kann bei ihnen auch durch die unbesonnenste Verschwendung nicht leicht verschleudert werden. Es hat daher keine andere Nation so viele Familien, die wegen ihrer Abkunft von großen, berühmten Ahnherren geachtet und geehrt sind, weil bei keiner anderen Nation der Reichtum so lange in derselben Familie bleibt.

Geburt und Vermögen sind offenbar die beiden Umstände, welche einen Menschen über den anderen am meisten erheben. Sie sind die beiden Hauptquellen des Unterschiedes zwischen den Personen, und folglich die Hauptursachen, wodurch Oberherrschaft und Unterordnung unter die Menschen kommen. Bei Hirtenvölkern wirken beide Ursachen vereinigt in ihrer ganzen Stärke. Der große Hirte oder Herdenbesitzer, der wegen seines Reichtums und der Menge Menschen, die von ihm Unterhalt erhalten, in Ansehen steht und wegen seines Geburtsadel und des hohen Alters seiner berühmten Familie geehrt ist, gewinnt leicht eine natürliche Oberherrschaft über die niederen Hirten seines Stammes oder Klans. Er kann über die vereinigten Kräfte einer größeren Anzahl von Leuten gebieten als irgend einer der letzteren. Seine Militär-

gewalt ist größer als die jedes anderen. In Kriegszeiten sind alle natürlich geneigter, sich unter seine Fahne zu stellen, als der irgend eines anderen Führers zu folgen, und so verschafft ihm seine Geburt und sein Vermögen eine Art von vollziehender Gewalt. Eben dadurch, daß er über die vereinigten Kräfte einer größeren Anzahl von Leuten gebietet, ist er auch am meisten dazu geschickt, denjenigen, der dem anderen unrecht getan hat, zum Schadenersatz anzuhalten. Er ist also natürlich diejenige Person, bei welcher alle, die zu schwach sind, sich selbst zu verteidigen, Schutz suchen. Bei ihm beklagen sie sich wegen erlittenen Unrechts, und seinem Ausspruche unterwirft sich selbst der angeklagte Teil in solchen Fällen weit lieber als dem Ausspruche irgend einer anderen Person. So gibt ihm also Geburt und Vermögen eine Art von richterlicher Gewalt.

In der Zeit des Hirtenlebens, der zweiten Periode der Gesellschaft, fängt also die Vermögensungleichheit an und bringt unter die Menschen einen Grad von obrigkeitlichem Ansehen und von Unterwürfigkeit, die früherhin unter ihnen nicht stattfinden konnte. Sie führt dadurch eine Art von bürgerlicher Regierung ein, die zu ihrer eigenen Erhaltung unumgänglich notwendig ist, und es scheint, daß dies auf ganz natürliche Weise und völlig unabhängig von dieser Notwendigkeit geschieht. Doch trägt später die Rücksicht auf diese Notwendigkeit allerdings sehr viel dazu bei, jenes obrigkeitliche Ansehen und jene Unterwürfigkeit aufrechtzuerhalten und zu befestigen. Die Reichen insbesondere sind sehr dabei interessiert, diejenige Ordnung der Dinge zu erhalten, die ihnen allein den Besitz ihrer Vorteile sichern kann. Die Leute von geringerem Vermögen vereinigen sich, das Eigentum derer, welche größeren Reichtum besitzen, zu schützen, damit auch diese sich wieder zur Verteidigung dessen, was sie, die Ärmeren, besitzen, vereinigen mögen. Alle kleineren Herdenbesitzer fühlen, daß die Sicherheit ihrer eigenen Herden von der Sicherheit der Herden des großen Hirten abhängt, daß die Aufrechthaltung ihres geringeren Ansehens nur durch die Aufrechthaltung

seines größeren zu erreichen ist, und daß ihre Macht, diejenigen, welche unter ihnen sind, in Unterwürfigkeit zu erhalten, auf ihrer eigenen Unterwürfigkeit unter ihm beruht. So bilden sie eine Art von kleinem Adel, der sein Interesse dabei findet, das Eigentum und das Ansehen ihres eigenen kleinen Oberhauptes zu unterstützen, damit dieser imstande sei, auch ihr Eigentum und Ansehen in Schutz zu nehmen. Die bürgerliche Regierung ist, insofern sie zur Sicherung des Eigentums eingeführt ward, in der Tat zur Verteidigung des Reichen gegen den Armen, oder dessen, der ein Eigentum hat, gegen den, der keines hat, eingeführt worden.

3. Wirtschaftsstufen und Erziehung[1]).

In einigen Fällen setzt der Zustand der Gesellschaft den größten Teil der Individuen in eine solche Lage, daß ohne alle besondere Sorge der Regierung beinahe alle diejenigen Fähigkeiten und Tugenden in ihnen zur Ausbildung gelangen, welche dieser Zustand fordert oder auch zuläßt. In anderen Fällen setzt der Zustand der Gesellschaft die meisten Individuen in keine solche Lage, und es bedarf der Sorge der Regierung, um eine völlige Verderbnis und Verwilderung der großen Masse zu verhindern.

Je weiter die Teilung der Arbeit fortschreitet, um so mehr kommt es endlich dahin, daß die Beschäftigung des größten Teiles derer, die von ihrer Arbeit leben, d. h. der Masse, auf einige wenige sehr einfache Verrichtungen, oft nur auf eine oder zwei, beschränkt wird. Nun wird aber der Verstand der meisten Menschen allein durch ihre gewöhnlichen Beschäftigungen gebildet. Ein Mensch, der sein ganzes Leben damit hinbringt, ein paar einfache Operationen zu vollziehen, deren Erfolg vielleicht immer derselbe oder wenigstens ein ziemlich ähnlicher ist, hat keine Gelegenheit, seinen Verstand zu üben oder seine Erfindungskraft anzustrengen, um Hilfsmittel gegen Schwierigkeiten aufzusuchen, die ihm niemals begegnen. Er verliert

[1]) Schluß von Buch V, Kap. I, Teil 3, zweites Hauptstück des „Reichtums der Nationen".

also natürlich die Fähigkeit zu solchen Übungen und wird am Ende so unwissend und dumm, als nur immer ein menschliches Wesen werden kann.

Die Verknöcherung seines Geistes macht ihn nicht nur unfähig, an einer vernünftigen Unterhaltung teilzunehmen oder sie auch nur zu genießen, sondern sie läßt es auch in ihm zu keinem freien, edlen oder zarten Gefühle mehr kommen und erlaubt ihm selbst nicht, die alltäglichen Pflichten des Privatlebens richtig zu beurteilen. Über die großen und umfassenden Interessen seines Landes weiß er sich gar kein Urteil zu bilden, und wenn man sich nicht alle mögliche Mühe gibt, ihn anders zu machen, so ist er sogar unfähig, seinem Vaterlande im Kriege zu dienen. Die Einförmigkeit seines wechsellosen Lebens schwächt seinen Mut und läßt ihn das unstete, unsichere und gefahrvolle Leben eines Soldaten mit Abscheu betrachten. Sie benimmt ihm sogar alle Rüstigkeit des Körpers und macht ihn unfähig, seine Gliedmaßen in einem anderen Geschäfte als dem, zu welchem er erzogen ist, mit Ausdauer und Anstrengung zu gebrauchen. Seine Geschicklichkeit in dem ihm eigenen Gewerbe scheint also auf Kosten seiner geistigen, geselligen und kriegerischen Fähigkeiten erworben zu sein.

Dies ist aber der Zustand, in welchen in jeder zivilisierten Gesellschaft der arbeitende Arme, d. h. die Masse des Volkes, notwendigerweise fallen muß, wenn es sich die Regierung nicht angelegen sein läßt, dagegen Vorsorge zu treffen.

Anders verhält es sich unter den, wie man sie gewöhnlich nennt, barbarischen Völkerschaften, die von der Jagd, der Viehzucht oder auch von dem Ackerbau leben, so lange sich derselbe noch in dem rohen Zustande befindet, wie er vor der Errichtung der Manufakturen und der Erweiterung des auswärtigen Handels ist. In solchen Gesellschaften zwingen jeden seine mannigfaltigen Beschäftigungen, seine Anlagen zu entwickeln und auf Mittel zu denken, wie er Schwierigkeiten, die ihm überall entgegenkommen, überwinden soll. Seine Erfindungskraft wird lebendig erhalten und sein Geist verhindert, in diejenige schläferige Dummheit zu ver-

sinken, die in der zivilisierten Welt den Verstand der unteren Volksklassen fast durchweg verdüstert. Unter jenen Barbaren, wie man sie nennt, ist überdies, wie ich schon bemerkt habe, jeder ein Soldat. In gewissem Maße ist auch jeder ein Staatsmann und kann ziemlich richtig über das Interesse der Gesellschaft und über das Betragen derer, welche sie regieren, urteilen. In wie weit die Häuptlinge im Frieden gute Richter und im Kriege gute Anführer sind, das kann jeder einzelne ganz genau beobachten. Freilich kann in einer solchen Gesellschaft keiner denjenigen gebildeten und feinen Verstand erlangen, den in einem zivilisierten Staate einige wenige Personen besitzen. Denn obgleich in einer rohen Gesellschaft jeder einzelne eine große Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen hat, so ist diese Mannigfaltigkeit doch in bezug auf die ganze Gesellschaft gar nicht groß. Der eine tut beinahe alles das, oder ist imstande es zu tun, was der andere tut oder tun kann. Jeder hat einen gewissen Grad von Kenntnis, Talent und Erfindungskraft, aber nicht leicht hat ein einzelner sehr viel davon. Indes, dieser Grad ist im allgemeinen hinreichend, das ganze einfache Geschäft der Gesellschaft zu führen. In einem zivilisierten Zustande dagegen haben die meisten Individuen nur eine geringe Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen; dafür ist aber die Mannigfaltigkeit in den Geschäften der ganzen Gesellschaft fast grenzenlos. Diese mannigfaltigen Beschäftigungen bieten der Betrachtung der wenigen Personen, die, weil sie an kein eigenes Geschäft gebunden sind, Muße und Neigung haben, die Beschäftigungen anderer Leute zu prüfen, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen dar. Die Betrachtung so mannigfaltiger Gegenstände übt aber notwendig ihren Geist durch beständige Vergleichungen und Zusammenstellungen und macht ihren Verstand so umfassend und scharf, als es irgend möglich ist. Wenn aber diese Wenigen nicht die für sie passende Stellung haben, so können ihre großen Fähigkeiten, so ehrenvoll sie auch für sie selbst sein mögen, doch zu einer guten Regierung und zum Wohlsein ihrer Gesellschaft nur wenig beitragen. Der großen Fähigkeiten

dieser Wenigen ungeachtet kann doch in der Masse des Volkes der Adel des menschlichen Charakters fast ganz erstickt werden und erlöschen.

Die Erziehung der niederen Volksklassen erfordert vielleicht in einer zivilisierten und handeltreibenden Gesellschaft die Aufmerksamkeit des Staates mehr als die Erziehung der Vornehmeren und Begüterten. Vornehme und vermögende Jünglinge haben gewöhnlich schon ihr achtzehntes oder neunzehntes Jahr erreicht, ehe sie in ein besonderes Geschäft, Amt oder Gewerbe eintreten, durch welches sie sich in der Welt Ehre erwerben wollen. Sie haben also vorher Zeit genug, sich alle Fertigkeiten, wodurch sie sich der öffentlichen Achtung empfehlen oder sich ihrer würdig machen können, zu erwerben oder sich wenigstens auf deren Erwerbung vorzubereiten. Ihre Eltern oder Vormünder sind gemeiniglich besorgt genug, ihnen diese Vorzüge zu verschaffen, und verstehen sich meistenteils sehr gern dazu, den zu diesem Zwecke erforderlichen Aufwand zu bestreiten. Wenn jene nicht immer so erzogen werden, wie es sein sollte, so liegt das selten daran, daß zu wenig Kosten auf ihre Erziehung verwendet worden sind, sondern daran, daß das ausgegebene Geld unzweckmäßig angewendet wurde. Der Grund ist nicht der, daß man es an Lehrern fehlen ließ, sondern der, daß die Lehrer, welche zu haben waren, keine Fähigkeiten hatten und keinen Fleiß anwendeten, und daß es in dem heutigen Zustande der Dinge schwer, ja fast unmöglich ist, bessere zu finden. Auch sind die Beschäftigungen, denen vornehme oder reiche Leute den größten Teil ihres Lebens widmen, nicht so einfach und einförmig als die Geschäfte der gemeineren Stände. Sie sind beinahe sämtlich sehr zusammengesetzt und geben dem Kopfe mehr als den Händen zu tun. Selten kann der Verstand derer, die solche Beschäftigungen haben, aus Mangel an Übung stumpf werden. Auch sind die Beschäftigungen vornehmerer und reicherer Leute selten der Art, daß sie vom Morgen bis zum Abend unausgesetzte Anstrengung erfordern. Es bleibt ihnen gewöhnlich noch so viel Muße übrig, daß sie sich in

jedem Zweige nützlicher oder zur Zierde gereichender Kenntnisse, zu denen sie in ihrer Jugend entweder den Grund gelegt oder an denen sie Geschmack gewonnen haben, vervollkommnen können.

Ganz anders verhält es sich mit den Leuten aus dem gemeinen Stande. Sie können nur wenig Zeit auf ihre Erziehung wenden. Ihre Eltern können kaum so viel erschwingen, sie während der Kinderjahre zu erhalten. Sobald sie nur imstande sind, etwas zu arbeiten, müssen sie ein Geschäft ergreifen, womit sie ihren Unterhalt verdienen. Und dieses Geschäft ist gewöhnlich so einfach und einförmig, daß es den Verstand nur wenig übt, während zugleich ihre Arbeit so unablässig und sauer ist, daß sie ihnen wenig Muße und noch weniger Neigung läßt, sich mit etwas anderem zu beschäftigen oder gar über andere Dinge nachzudenken.

Aber obgleich Leute aus dem gemeinen Volke in keiner zivilisierten Gesellschaft ebensoviel Unterricht genießen können als vornehmere und reichere Leute, so lassen sich doch die wesentlichsten Teile des Unterrichts, Lesen, Schreiben und Rechnen, in einem so frühen Alter erlernen, daß auch die zu den niedrigsten Geschäften Erzogenen meistenteils noch Zeit haben, sie zu erlernen, ehe sie zu einem der erwähnten Geschäfte zu brauchen sind. Mit einem sehr geringen Aufwande kann der Staat beinahe dieser ganzen großen Volksklasse die Erlernung dieser wesentlichsten Unterrichtsgegenstände erleichtern, kann sie dazu ermuntern und kann sie ihr sogar zur unerläßlichen Bedingung machen.

Erleichtern kann der Staat die Erlernung dieser Gegenstände, indem er in jedem Kirchspiele oder Distrikte eine kleine Schule errichtet, worin die Kinder für ein so geringes Schulgeld unterrichtet werden, daß auch der gemeinste Tagelöhner es aufzubringen vermag. . . .

Ermuntern kann der Staat zur Erlernung jener wesentlichsten Unterrichtsgegenstände, wenn er den Kindern der gemeinen Leute, die sich darin hervortun, kleine Prämien und Ehrenzeichen gibt.

Zur unerläßlichen Bedingung kann der Staat den Leuten aus der gemeinen Volksklasse die Erlernung jener Unterrichtsgegenstände machen, wenn er jeden

einer Prüfung darin unterwirft, ehe er das Zunftrecht erhalten oder sich in einem Dorfe oder einer Stadt gewerblich niederlassen darf.

Auf diese Weise erhielten die griechischen und römischen Republiken den kriegerischen Geist unter ihren Bürgern wach, indem sie allen die Erlernung der militärischen und gymnastischen Übungen erleichterten, zu denselben ermunterten und sie sogar zur unerläßlichen Bedingung machten. . . .

Daß bei weiterem Fortschreiten der Kultur die kriegerischen Übungen, wofern die Regierung nicht eigens darauf hält, nach und nach in Verfall kommen, und daß damit zugleich der kriegerische Geist bei der Masse des Volkes verloren geht, hat sich an dem Beispiele des neueren Europa deutlich genug gezeigt. Und doch hängt die Sicherheit jeder Gesellschaft immer mehr oder weniger von dem kriegerischen Geiste ab, der in der Masse des Volkes lebt. Zwar ist in unserer Zeit der kriegerische Geist allein, wenn er nicht durch ein wohlgeordnetes stehendes Heer unterstützt wird, schwerlich mehr hinreichend, einer Gesellschaft Schutz und Sicherheit zu gewähren. Aber wenn jeder Bürger den Mut eines Soldaten hätte, so bedürfte es gewiß nur eines kleineren stehenden Heeres. Auch würde dieser Geist bei den Bürgern die wahren oder eingebildeten Gefahren, die man von einem stehenden Heere für die Freiheit befürchtet, sicherlich sehr vermindern. So wie er die Operationen dieses Heeres gegen einen äußeren Feind auf alle Weise erleichtern würde, so würde er sie auf alle Weise erschweren, wenn das Heer unglücklicherweise gegen die Verfassung des Staates gebraucht werden sollte.

Die alten Einrichtungen Griechenlands und Roms scheinen zur Belebung des kriegerischen Geistes unter der Masse des Volkes viel mehr beigetragen zu haben, als die Errichtung der sogenannten Milizen in neueren Zeiten. Sie waren viel einfacher. Waren sie erst einmal eingeführt, so setzten sie sich von selbst in Vollzug, und es bedurfte nur einer sehr geringen oder gar keiner Sorgfalt von seiten der Regierung, um sie in voller Kraft zu erhalten. Wenn hingegen dies komplizierte Wesen unserer Milizen auch nur einigermaßen in Gang

erhalten werden soll, so muß die Regierung fortwährend mit allem Fleiße darauf acht haben, daß sie nicht gänzlich außer Übung und in Verfall kommen. Überdies war der Einfluß jener alten Anstalten weit allgemeiner, da durch sie das ganze Volk vollkommen in dem Gebrauche der Waffen unterrichtet wurde, wogegen nach der Einrichtung der heutigen Miliz, wenn man etwa die schweizerische ausnimmt, nur ein sehr kleiner Teil des Volkes in den Waffen geübt werden kann. Und doch entbehrt ein Feiger, ein Mensch, der sich weder zu verteidigen noch zu rächen weiß, eines der wesentlichsten Stücke des männlichen Charakters. Er ist ebenso verstümmelt und mißgestaltet am Geiste, wie es ein anderer am Körper ist, wenn er eines seiner wesentlichsten Glieder eingebüßt oder den Gebrauch desselben verloren hat. Ja, er ist offenbar der Unglücklichere und Beklagenswertere von beiden, da Glückseligkeit und Elend, welche ihren Sitz allein in dem Geiste haben, mehr von dem gesunden oder ungesunden, von dem verstümmelten oder vollkommenen Zustande des Geistes als von dem des Körpers abhängen. Ja selbst wenn der kriegerische Geist des Volkes zur Verteidigung der Gesellschaft nicht notwendig wäre, würde es doch noch die ernstlichste Sorgfalt der Regierung verdienen, jene Art geistiger Verstümmelung, Häßlichkeit und Erbärmlichkeit, die mit der Feigheit notwendig verbunden ist, nicht unter der Masse des Volkes allgemein werden zu lassen, gerade so wie es die ernstlichste Aufmerksamkeit der Regierung verdient, einen Aussatz oder irgend eine andere schwere ekelhafte Krankheit, wenn sie auch weder tödlich noch gefährlich ist, nicht um sich greifen zu lassen. Selbst wenn diese Aufmerksamkeit keinen anderen gemeinnützigen Zweck hätte als den, ein so großes Unglück zu verhüten.

Ebendasselbe kann man von der groben Unwissenheit und Dummheit sagen, die in einer zivilisierten Gesellschaft so häufig den Verstand der unteren Volksklassen verdüstert. Ein Mensch ohne den rechten Gebrauch der geistigen Fähigkeiten des Menschen ist womöglich noch verächtlicher als selbst ein Feiger und ist an einem noch weit wesentlicheren Teile des mensch-

lichen Charakters verstümmelt und mißgestaltet. Selbst wenn der Staat gar keinen Vorteil von dem Unterrichte der niederen Volksklassen hätte, verdiente es doch noch seine ganze Aufmerksamkeit, daß sie nicht ganz ohne Unterricht bleiben. Aber der Staat zieht in der Tat keinen kleinen Nutzen davon, wenn sie wohlunterrichtet sind. Je unterrichteter sie sind, desto weniger sind sie den Verführungen der Schwärmerei und des Aberglaubens preisgegeben, die unter unwissenden Völkern oft zu den schrecklichsten Unordnungen führen. Überdies betragen sich unterrichtete und verständige Leute immer anständiger und ordentlicher als unwissendes und dummes Volk. Ein jeder fühlt sich selbst achtungswerter, kann darum auch eher auf die Achtung seiner gesetzlichen Oberen rechnen und ist wieder geneigter, diesen Oberen auch seinerseits die ihnen schuldige Achtung zu erweisen. Er ist geneigter, die interessierten Klagen der Parteien und der Unzufriedenen näher zu untersuchen, und ist fähiger, sie zu durchschauen, so daß er sich weit weniger zu einem leichtsinnigen oder unnötigen Widerstande gegen die Maßregeln der Regierung verleiten läßt. Zumal in freien Ländern, wo die Sicherheit der Regierung sehr von dem günstigen Urteile abhängt, welches das Volk über ihr Benehmen fällt, ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß das Volk sich nicht geneigt zeige, die Regierung voreilig oder nach bloßer Laune zu beurteilen.

4. Handwerkerstadt, Manufakturperiode und Außenhandel[1]).

Der wichtigste Verkehr jeder zivilisierten Gesellschaft ist der Verkehr zwischen den Bewohnern der Stadt und denen des Landes. Er besteht in dem Austausch der rohen gegen die verarbeiteten Produkte, der entweder ein unmittelbarer ist oder durch Geld oder Geld vorstellendes Papier vermittelt wird. . . .

Da der Natur der Dinge nach die Lebensmittel der Bequemlichkeit und dem Luxus vorangehen, so muß auch notwendig diejenige Industrie, welche die

[1]) Buch III, Kap. 1, des „Reichtums der Nationen".

ersteren herbeischafft, älter sein als die, welche die letzteren erzeugt. Es muß also notwendig die Kultur und Verbesserung des Landes, von dem die Lebensmittel kommen, älter sein als das Wachstum der Stadt, die nur die Mittel zu Bequemlichkeit und Luxus herbeischafft. Nur das überschüssige Produkt des Landes, d. h. das, was nach Abzug des Unterhalts seiner Anbauer übrigbleibt, bildet die Nahrung der Stadt, die daher auch nur dann wachsen kann; wenn jener Überschuß wächst. Freilich braucht die Stadt nicht immer alle ihre Lebensmittel von dem offenen Lande der Umgegend oder auch nur von dem Gebiete des Staates, zu dem sie gehört, zu erhalten, sondern kann sie aus weit entfernten Ländern beziehen, und dies hat, obgleich es keine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildet, doch in verschiedenen Zeiten und Ländern starke Veränderungen in dem Fortschritt zum Wohlstande verursacht.

Diejenige Ordnung der Dinge, welche im allgemeinen, wenn auch nicht in jedem einzelnen Lande notwendig ist, wird immer durch die natürlichen Neigungen der Menschen bestimmt. Hätten niemals menschliche Einrichtungen diese natürlichen Neigungen durchkreuzt, so hätten sich die Städte nirgends weiter vergrößern können, als die Kultur und Verbesserung des umliegenden Landes erlaubte, wenigstens so lange nicht, bis dieses Land vollständig kultiviert und vervollkommnet war. Bei gleichen oder fast gleichen Gewinnen werden es die meisten Menschen vorziehen, ihr Kapital lieber auf den Landbau als auf die Industrie oder den auswärtigen Handel zu wenden. Wer sein Kapital auf den Boden wendet, hat es mehr unter Augen und in seiner Gewalt, und sein Vermögen ist weniger Unglücksfällen ausgesetzt als das des gewerbtätigen Mannes, der es oft nicht nur Wind und Wellen, sondern auch den weit unsicheren Elementen menschlicher Torheit und Ungerechtigkeit überlassen muß, indem er in entfernten Ländern Leuten Kredit gibt, deren Charakter und Lage er fast niemals genau kennt. Das Kapital des Grundeigentümers scheint dagegen, da es in dem angebauten Boden gleichsam festgemacht ist, so gesichert zu sein, als es über-

3*

haupt die Natur menschlicher Angelegenheiten erlaubt. Die Schönheit der Natur, die Freuden des Landlebens, die Ruhe des Gemütes und, soweit nicht die Ungerechtigkeit menschlicher Gesetze störend eintritt, die Unabhängigkeit, welche das Land gewährt, sind Reize, die einen jeden mehr oder weniger anziehen; und wie es die ursprüngliche Bestimmung des Menschen war, den Boden zu bebauen, so scheint er auf jeder Stufe seines Daseins eine Vorliebe für jene primitive Beschäftigung behalten zu haben.

Ohne den Beistand gewisser Handwerker könnte freilich der Anbau des Landes nur mit großer Unbequemlichkeit und fortwährender Unterbrechung getrieben werden. Schmiede, Zimmerleute, Pflug- und Rademacher, Maurer und Steinmetzen, Gerber, Schuhmacher und Schneider sind Leute, deren Dienst der Landmann oft braucht. Auch haben diese Handwerker des wechselseitigen Beistandes untereinander nötig, und da ihr Aufenthalt nicht wie der des Landmannes an einen bestimmten Fleck gebunden ist, so siedeln sie sich natürlich nahe beieinander an und bilden so ein Städtchen oder Dörfchen. Bald gesellt sich auch der Fleischer, der Brauer und der Bäcker samt manchem anderen Handwerker und Kleinhändler dazu, die zur Befriedigung gelegentlicher Bedürfnisse nötig und nützlich sind und ihrerseits zur Vergrößerung der Stadt beitragen. Die Bewohner der Stadt und die des Landes leisten einander gegenseitig Dienste. Die Stadt ist ein fortwährender Jahrmarkt, auf den sich die Landleute begeben, um ihre rohen Produkte gegen verarbeitete zu vertauschen. Dieser Verkehr versorgt zugleich die Städter mit den Materialien zu ihrer Arbeit und mit Lebensmitteln. Die Quantität fertiger Waren, die sie an die Landbewohner verkaufen, bestimmt natürlich auch die Quantität von Materialien und Lebensmitteln, die sie kaufen. Es kann also weder ihre Beschäftigung noch ihr Unterhalt sich vermehren, außer in dem Verhältnis, als sich die Nachfrage des Landes nach ihren gewerblichen Waren vermehrt; und diese Nachfrage kann wieder nur in dem Verhältnisse zunehmen, als Anbau

und Bodenverbesserung an Ausdehnung wachsen. Hätten also menschliche Einrichtungen niemals den natürlichen Lauf der Dinge gestört, so würden Reichtum und Größe der Städte in jeder politischen Gesellschaft immer erst auf den Anbau und die Kultur des Landgebietes gefolgt sein und sich danach gerichtet haben. In unseren nordamerikanischen Kolonien, wo unbebautes Land noch unter leichten Bedingungen zu haben ist, sind noch in keiner Stadt Gewerke für den auswärtigen Verkauf errichtet worden. Wenn dort ein Handwerker etwas mehr Kapital gesammelt hat, als zum Betrieb seines eigenen Gewerbes in der benachbarten Gegend nötig ist, so errichtet er damit nicht eine Manufaktur für den Verkauf in entfernte Gegenden, sondern verwendet es auf den Ankauf und die Kultur unbebauter Ländereien. Er wird aus einem Gewerbetreibenden ein Pflanzer, und weder der große Arbeitslohn noch der leichte Unterhalt, den dieses Land den Gewerksleuten gewährt, vermag ihn dahin zu bringen, daß er lieber für andere Leute als für sich arbeitete. Er fühlt, daß ein Handwerker der Knecht seiner Kunden ist, von denen er seinen Lebensunterhalt empfängt, und daß dagegen ein Pflanzer, der sein eigenes Land bebaut, und seinen Lebensunterhalt durch die Arbeit seiner eigenen Familie gewinnt, wirklich ein Herr und von aller Welt unabhängig ist.

Dagegen sucht in Ländern, wo entweder kein unangebautes Land mehr vorhanden oder doch nicht unter leichten Bedingungen zu haben ist, jeder Gewerbetreibende, der mehr Kapital gesammelt hat, als er in den Geschäften der Umgegend anwenden kann, Arbeiten auszuführen, die sich in entfernteren Gegenden verkaufen lassen. Der Schmied errichtet eine Eisen-, der Weber eine Leinen- oder Wollenmanufaktur. Diese verschiedenen Manufakturen teilen sich mit der Zeit immer weiter und vervollkommnen und verfeinern sich so auf die mannigfachste Art, wie jeder sich leicht selbst denken kann, und wie ich also hier nicht weiter auseinanderzusetzen brauche.

Wenn für ein Kapital ein Unterkommen gesucht wird, so zieht man bei gleichen oder fast gleichen Ge-

winnen Manufakturen natürlich dem auswärtigen Handel vor, und zwar aus dem nämlichen Grunde, aus dem man den Ackerbau den Manufakturen vorzieht. Wie das Kapital des Grundeigentümers oder Pächters sicherer ist als das des Gewerbetreibenden, so ist das des letzteren, da er es immer unter Augen und in seiner Gewalt hat, sicherer als das Kapital des Kaufmanns, der auswärtigen Handel treibt. Zwar muß in jeder Periode einer Gesellschaft der überschüssige Teil des rohen oder verarbeiteten Produktes, d. h. derjenige, für den im Lande selbst kein Bedarf ist, nach auswärts versandt und gegen andere Dinge vertauscht werden, die im Lande gesucht sind; ob aber das Kapital, das jenes überschüssige Produkt hinausführt, ein fremdes oder inländisches sei, ist von gar keiner Bedeutung. Wenn die Gesellschaft nicht Kapital genug gesammelt hat, um alle ihre Ländereien anzubauen und ihr ganzes Rohprodukt völlig zu verarbeiten, so ist sogar ein großer Vorteil dabei, wenn das Rohprodukt mit fremdem Kapitale ausgeführt wird, damit das ganze Kapital der Gesellschaft auf nützlichere Weise verwendet werden könne. Der Reichtum des alten Ägyptens, Chinas und Indostans beweist hinlänglich, daß eine Nation einen hohen Grad von Wohlstand erreichen kann, wenngleich der größte Teil ihres Ausfuhrhandels von Fremden betrieben wird. Der Fortschritt unserer nordamerikanischen und westindischen Kolonien würde weit weniger schnell gewesen sein, wenn kein anderes Kapital als ihr eigenes auf die Ausfuhr ihres überflüssigen Produktes gewandt worden wäre.

Dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß ist der größere Teil von dem Kapital jeder aufblühenden Gesellschaft zuerst auf den Landbau, dann auf die Gewerke und zuletzt auf den auswärtigen Handel gerichtet. Diese Ordnung der Dinge ist so durchaus natürlich, daß sie, glaube ich, in jeder Gesellschaft, die nur einigen Länderumfang hatte, jederzeit bis auf einen gewissen Grad innegehalten worden ist. Ein Teil ihrer Ländereien mußte angebaut worden sein, ehe eine irgend beträchtliche Stadt entstehen konnte, und eine gewisse Art gröberer Gewerke mußte in den Städten bereits getrieben werden, ehe

man daran denken konnte, sich auf den auswärtigen Handel einzulassen.

Aber obgleich diese natürliche Ordnung der Dinge in jeder solchen Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade stattfinden mußte, so ist sie doch in allen neueren Staaten Europas in mancher Hinsicht gänzlich umgekehrt worden. Erst der auswärtige Handel hat in einigen dieser Städte alle ihre feineren Manufakturen, d. h. solche, die für auswärtigen Absatz sich eignen, eingeführt; und erst den Manufakturen und dem ausländischen Handel verdanken dort die hauptsächlichsten Verbesserungen im Landbau ihre Entstehung. Die Sitten und Gewohnheiten, welche die Form ihrer ursprünglichen Regierung in diese Staaten brachte, und die sich forterhielten, nachdem diese Regierung längst große Veränderungen erfahren hatte, zwangen sie in diesen unnatürlichen und rückwärtsschreitenden Gang hinein.

5. Der Klassenkampf des Bürgertums[1]).

Diejenigen, welche das Gesetz nicht beschützen konnte, und die nicht stark genug waren, sich selbst zu verteidigen, mußten entweder zu dem Schutze eines Großen ihre Zuflucht nehmen und, um ihn zu erhalten, seine Sklaven oder seine Vasallen werden, oder sie mußten unter sich ein gemeinsames Schutz- und Trutzbündnis schließen. Die Einwohner der Städte und Flecken hatten, einzeln betrachtet, nicht Macht genug, sich zu verteidigen; gingen sie aber mit ihren Nachbarn ein Schutzbündnis ein, so waren sie wohl imstande, einen nicht unbeträchtlichen Widerstand zu leisten. Die großen Herren verachteten die Stadtbürger, in welchen sie nicht bloß eine ganz andere Klasse von Leuten, sondern ein Stück emanzipierter Sklaven sahen, die beinahe zu einer anderen Gattung als sie selbst gehörten. Der Wohlstand der Bürger weckte stets ihren Neid und Unwillen, und sie plünderten sie bei jeder Gelegenheit ohne Gnade und ohne alles Gewissen. Natürlich haßten und fürchteten die Bürger

[1]) Aus Buch III, Kap. 3 des „Reichtums der Nationen".

wieder die Großen. Auch der König haßte und fürchtete diese; die Bürger hingegen mochte er wohl verachten, hatte aber keinen Grund, sie zu hassen oder zu fürchten. So machte ein gegenseitiges Interesse die Bürger geneigt, den König zu unterstützen, und den König geneigt, ihnen gegen die Großen zu helfen. Sie waren die Feinde seiner Feinde, und es lag in seinem Interesse, sie gegen diese Feinde so sicher und unabhängig zu stellen, als er konnte. Indem er ihnen nun erlaubte, ihre eigenen Obrigkeiten zu wählen, und ihnen das Recht gab, sich selbst Verwaltungsgesetze zu machen, Mauern zu ihrer Verteidigung zu bauen und alle Einwohner unter eine Art von militärischer Disziplin zu stellen, gab er ihnen alle die Mittel zur Sicherheit und Unabhängigkeit, die er ihnen zu geben imstande war. Ohne die Errichtung einer regelmäßigen Verfassung dieser Art und ohne die Macht, die Stadtbewohner zum Handeln nach einem gemeinsamen Plane zu nötigen, hätte ihnen niemals ein wechselseitiges Schutzbündnis dauerhafte Sicherheit verschaffen oder sie instand setzen können, dem Könige große Hilfe zu leisten. Indem dieser ihnen die Einkünfte ihrer Stadt in Erbpacht gab, benahm er denen, die er zu Freunden und, kann man sagen, zu seinen Verbündeten zu haben wünschte, allen Grund zur Eifersucht und zu dem Verdachte, daß er sie später etwa durch Erhöhung der Pachtrente oder durch Vergebung derselben an einen anderen Pächter drücken werde.

Daher scheinen diejenigen Fürsten, die mit ihren Baronen am meisten auf gespanntem Fuße lebten, in Bewilligungen an ihre Stadtbürger am freigebigsten gewesen zu sein. Der König Johann von England z. B. erscheint als ein außerordentlicher Wohltäter seiner Städte[1]). Philipp I. von Frankreich verlor alles Ansehen über seine Barone; gegen das Ende seiner Regierung zog aber sein Sohn Ludwig — später bekannt unter dem Namen Ludwig der Dicke —, wie der Vater Daniel berichtet, die Bischöfe seines Königreichs darüber zu Rate, welches die geeignetsten Mittel sein dürften, die Gewalt der großen Herren einzuschränken.

[1]) Siehe Madox.

Ihr Rat bestand in zweierlei Vorschlägen. Der eine war der, eine neue Gerichtsbarkeit zu errichten, indem man in jeder größeren Stadt der königlichen Erblande Obrigkeiten und einen Stadtrat einführte; der andere der, eine neue Miliz zu bilden und die Einwohner jener Städte unter der Anführung ihrer eigenen Obrigkeiten zum Beistande des Königs ausziehen zu lassen, so oft es die Umstände erforderten. Von diesem Zeitpunkte an muß man, den französischen Altertumsforschern zufolge, die Einführung der Obrigkeiten und Stadträte in Frankreich datieren. In Deutschland war es unter den unglücklichen Regierungen der Fürsten aus dem schwäbischen Hause, daß der größte Teil der freien Städte seine ersten Privilegien erhielt, und daß der berühmte hanseatische Bund fürchterlich zu werden begann[1]).

Die Stadtmiliz scheint damals nicht hinter der Landmiliz zurückgeblieben zu sein, und da sie bei plötzlichen Vorkommnissen schneller versammelt werden konnte, so gewann sie oft in ihren Streitigkeiten mit den benachbarten Herren die Oberhand. In Ländern wie Italien und der Schweiz, in denen der Landesherr wegen ihrer Entfernung vom Hauptsitze der Regierung oder wegen der natürlichen Stärke des Landes oder aus irgendeinem anderen Grunde nach und nach sein ganzes Ansehen verlor, wurden die Städte in der Regel unabhängige Republiken und unterjochten den ganzen Adel in ihrer Gegend; sie zwangen ihn, seine Schlösser auf dem Lande niederzureißen und gleich anderen friedlichen Leuten in der Stadt zu wohnen. Dies ist die kurze Geschichte der Republik Bern sowie mancher anderen Städte in der Schweiz. Es ist, nimmt man Venedig aus, da dessen Geschichte etwas anders war, die Geschichte aller bedeutenderen italienischen Republiken, deren eine so große Anzahl zwischen dem Ende des zwölften und dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstand und unterging.

In Ländern wie Frankreich und England, wo das Ansehen des Landesherrn, wenn es gleich oft sehr

[1]) Siehe Pfeffel.

gering war, doch niemals ganz erlosch, hatten die Städte keine Gelegenheit, völlig unabhängig zu werden. Indes wurden sie doch so ansehnlich, daß der Landesherr ihnen ohne ihre Einwilligung außer der festgesetzten Pachtrente der Stadt keine Abgaben auflegen konnte. Sie wurden daher aufgefordert, Abgeordnete zu der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs zu schicken, um im Verein mit der Geistlichkeit und den Baronen dem Könige bei dringenden Gelegenheiten außerordentliche Hilfe zu bewilligen. Da sie seine Macht gewöhnlich weit mehr begünstigten als die Großen, so scheint er ihre Abgeordneten in jenen Versammlungen manchmal als ein Gegengewicht gegen die Macht der letzteren gebraucht zu haben. Hieraus entsprang die Repräsentation der Städte in den Generalstaaten aller großen europäischen Monarchien.

Auf diese Weise wurden zu einer Zeit, wo die Bewohner des offenen Landes noch jeder Art von Gewalttätigkeit bloßgestellt waren, in den Städten Ordnung und eine gute Regierung und mit diesen zugleich Freiheit und Sicherheit der Individuen gegründet. In einem verteidigungslosen Zustande begnügen sich die Menschen natürlich mit ihrem notwendigen Unterhalt, weil sie nur die Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker wecken würden, wenn sie mehr erwürben. Sind sie hingegen sicher, die Früchte ihres Fleißes zu genießen, so strengen sie sich natürlich an, ihre Lage zu verbessern und nicht nur das Notwendige, sondern auch die Bequemlichkeiten und feineren Genüsse des Lebens zu erwerben. Daher fand sich jene Gewerbetätigkeit, die auf etwas mehr als den notwendigen Unterhalt ausgeht, weit früher in den Städten als bei den Bewohnern des offenen Landes ein. Wenn sich in den Händen eines armen Bauern, der durch den knechtischen Zustand der Leibeigenschaft niedergedrückt war, ein kleiner Vorrat sammelte, so pflegte er ihn natürlich vor seinem Herrn, dem er sonst zugefallen wäre, aufs sorgfältigste zu verbergen und die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, in eine Stadt zu entfliehen. Das Gesetz war damals so nachsichtig gegen die Städter und so begierig, die Macht der Lords über die Landbewohner zu verkleinern,

daß der Flüchtling, hatte er sich nur ein Jahr lang vor der Verfolgung seines Herrn zu sichern gewußt, auf immer frei war. So zog sich aller Vorrat, der sich in den Händen des fleißigen Teils der Landbewohner sammelte, natürlich in die Städte, die einzigen Zufluchtsörter, in denen er dem Erwerber sicher war.

6. Die Entstehung der Manufaktur-Handelsperiode[1]).

Es ist wahr, die Einwohner einer Stadt müssen zuletzt immer ihren Unterhalt und alle Stoffe und Mittel ihrer Industrie vom Lande empfangen. Doch sind die Einwohner einer Stadt, die entweder an der Meeresküste oder an den Ufern eines schiffbaren Flusses liegt, nicht notwendig darauf beschränkt, alles aus der Umgegend zu beziehen. Sie haben einen viel weiteren Spielraum und können, was sie brauchen, aus den entlegensten Winkeln der Welt holen, indem sie es entweder gegen ihre Manufakturerzeugnisse eintauschen oder die Fuhrleute zwischen fremden Ländern machen und die Erzeugnisse des einen gegen die des anderen umtauschen. Auf solche Weise kann eine Stadt zu großem Wohlstand und Glanz gelangen, während nicht nur das Land in ihrer Nähe, sondern auch alle Länder, wohin sie Handel treibt, in Armut und Kümmerlichkeit verbleiben. Jedes dieser Länder, einzeln genommen, könnte der Stadt vielleicht nur einen kleinen Teil ihres Unterhalts oder ihrer Beschäftigung gewähren, aber alle zusammen sind sie imstande, ihr Unterhalt und Beschäftigung im reichsten Maße zu verschaffen. Indes gab es doch in dem engen Handelskreise jener Zeiten einige Länder, die reich und gewerbsam waren. Dahin gehört das griechische Reich, solange es bestand, und das Reich der Sarazenen während der Herrschaft der Abbassiden, sowie ferner auch Ägypten, ehe es von den Türken erobert wurde, ein Teil der Küsten der Berberei und alle Provinzen Spaniens, die unter der Herrschaft der Mauren standen.

---

[1]) Schluß vom Kap. III, und Anfang von Kap. IV des III. Buches des „Reichtums der Nationen"

In Europa scheinen die italienischen Städte die ersten gewesen zu sein, die sich durch den Handel zu einem hohen Grade von Wohlstand aufschwangen. Italien lag in der Mitte desjenigen Teils der Welt, der damals der gebildete und zivilisierte war. Auch die Kreuzzüge, die doch durch die große Verschwendung von Kapitalien und die Vertilgung der Landeseinwohner, die sie in ihrem Gefolg hatten, die Fortschritte der meisten europäischen Länder notwendig aufhalten mußten, waren dem Aufschwung der italienischen Städte äußerst günstig. Die großen Heere, welche von allen Seiten her zur Eroberung des heiligen Landes auszogen, gaben der Schiffahrt Venedigs, Genuas und Pisas teils durch den Transport der Heere, immer aber durch Zufuhr der Lebensmittel außerordentliche Aufmunterung. Jene waren gleichsam die Kommissäre der Heere, und so wurde die verzehrendste Raserei, die jemals die europäischen Völker befallen hat, eine Quelle des Reichtums für jene Republiken.

Indem die Einwohner der Handelsstädte die feinen Industrieerzeugnisse und kostspieligen Luxusartikel reicher Länder einführten, nährten sie nicht wenig die Eitelkeit großer Landeigentümer, die jene Waren mit reichlichen Quantitäten ihrer eigenen Rohprodukte einkauften. So kam es, daß der Handel eines großen Teils von Europa damals vornehmlich in dem Austausch eigener Rohprodukte gegen die Industrieerzeugnisse zivilisierter Völker bestand. Die Wolle Englands z. B. wurde gegen französische Weine und die feinen flandrischen Tücher in eben der Art getauscht, als heutigentags das Getreide Polens gegen französische Weine und Liköre und gegen französische und italienische Seide und Sammet umgetauscht wird. Auf solche Weise brachte der auswärtige Handel einen Geschmack an den feineren und künstlicheren Industriewaren in Länder, wo keine solche Waren gemacht wurden. Nachdem aber dieser Geschmack so allgemein geworden war, daß er eine starke Nachfrage hervorrief, suchten natürlich die Kaufleute, um die Frachtkosten zu ersparen, Manufakturen gleicher Art in ihrem eigenen Lande zu errichten. Dies ist der Ursprung der ersten Manufakturen für den auswärtigen

Verkauf, die nach dem Falle des römischen Reiches in den westlichen Ländern Europas entstanden.

Man muß bemerken, daß niemals ein großes Land ohne eine gewisse Art von Manufakturen bestand oder bestehen konnte, und wenn man von einem solchen Lande sagt, daß es keine Manufakturen habe, so muß dies immer von den feineren und künstlichen, d. h. von solchen verstanden werden, welche sich für den Verkauf in fremden Ländern eignen. In jedem großen Lande ist die Kleidung und das Hausgerät der großen Mehrzahl des Volkes das Produkt seiner eigenen Gewerkstätigkeit. Dies ist sogar in den armen Ländern, von denen man zu sagen pflegt, daß sie keine Manufakturen haben, noch allgemeiner der Fall als in jenen reichen, von denen man annimmt, daß sie reichlich damit versehen sind. In den letzteren wird man im allgemeinen unter den Kleidern und dem Hausgerät der niedrigsten Volksklasse einen weit größeren Teil ausländischer Produkte finden als in den ersteren.

Diejenigen Manufakturen, welche sich für den auswärtigen Verkauf eignen, scheinen auf zwei verschiedenen Wegen in die Länder eingeführt worden zu sein.

Zuweilen wurden sie in der oben angegebenen Art durch die sozusagen gewaltsame Operation der Kapitalvorräte einzelner Kaufleute und Unternehmer eingeführt, die ihre Kapitalien auf die Nachahmung fremder Industrieerzeugnisse derselben Art verwendeten. Solche Manufakturen sind daher die Kinder des auswärtigen Handels, und dahin scheinen die alten Seiden-, Sammet- und Brokatmanufakturen zu gehören, die im dreizehnten Jahrhundert in Lucca blühten. Sie wurden durch die Tyrannei eines der Helden Macchiavells, Castruccio Castracani, verbannt: im Jahre 1310 wurden neunhundert Familien aus Lucca vertrieben, von denen einunddreißig nach Venedig zogen und sich erboten, dort die Seidenmanufaktur einzuführen[1]). Ihr Anerbieten wurde angenommen. Sie erhielten viele Vorrechte und fingen

[1]) Siehe Sandi, Istoria Civile de Vinezia, Teil II, Bd. I, S. 247 u. 256.

die Manufaktur mit dreihundert Arbeitern an. So scheint es auch mit der Manufaktur von feinen Tüchern gewesen zu sein, die schon vor alters in Flandern blühte und im Anfange der Regierung der Königin Elisabeth nach England gebracht wurde; und so ist es mit den jetzigen Seidenmanufakturen in Lyon und Spitalfields. Manufakturen, die auf diese Art eingeführt werden, arbeiten in der Regel, da sie Nachahmungen ausländischer Manufakturen sind, mit ausländischen Materialien. Als die venetianische Manufaktur errichtet wurde, kamen die Stoffe gänzlich aus Sizilien und der Levante. Die noch ältere Manufaktur zu Lucca wurde gleichfalls mit auswärtigen Stoffen betrieben. Die Kultur des Maulbeerbaums und die Zucht der Seidenwürmer scheint in den nördlichen Teilen Italiens nicht vor dem sechzehnten Jahrhundert üblich gewesen zu sein; nach Frankreich kamen diese Dinge erst unter der Regierung Karls IX. Die flandrischen Manufakturen wurden hauptsächlich mit spanischer oder englischer Wolle betrieben. In England war die spanische Wolle zwar nicht das Material der ersten Wollenmanufakturen überhaupt, aber doch das der ersten Manufakturen, die für den auswärtigen Verkauf arbeiteten. Noch bis auf den heutigen Tag ist mehr als die Hälfte der Stoffe der Lyoner Manufakturen ausländische Seide; als sie aber zuerst errichtet wurden, bestand das ganze oder fast das ganze Material daraus. Unter den Stoffen der Manufakturen Spitalfields ist wohl niemals englisches Produkt. Der Sitz solcher Manufakturen ist, da sie gewöhnlich nach dem Plane und Projekte einiger Privatleute errichtet werden, bald eine Seestadt und bald eine Stadt des inneren Landes, je nachdem das Interesse, die Einsicht oder die Laune ihrer Gründer es bestimmt.

Zu anderen Zeiten entstehen Manufakturen zum auswärtigen Verkauf natürlich und gleichsam von selbst durch die allmähliche Verfeinerung jener groben, aufs Haus beschränkten Manufakturen, die auch in den ärmsten und rohesten Ländern immer betrieben werden müssen. Solche Manufakturen arbeiten gewöhnlich mit Materialien, welche das Land hervorbringt, und scheinen oft in solchen

Gegenden des inneren Landes zuerst verfeinert worden zu sein, die, wenn auch nicht allzuweit, so doch immer weit von der Seeküste, ja manchmal von allem schiffbaren Wasser entfernt waren. Eine Gegend im Innern des Landes bringt, wenn sie von Natur fruchtbar und leicht anzubauen ist, einen großen Überschuß von Lebensmitteln über die zum Unterhalt der Arbeiter nötige Quantität hervor, und da die Kosten der Landfracht groß und die Flußschiffahrt unbequem ist, so wird es oft schwer, diesen Überfluß zu versenden. Nun macht der Überfluß die Lebensmittel wohlfeil, und dies treibt eine große Zahl Arbeiter an, sich in der Gegend niederzulassen, da sie finden, daß ihnen hier ihr Fleiß mehr Lebensbedarf und Lebensgenüsse verschaffen kann als anderwärts. Sie verarbeiten nur die Manufakturstoffe, welche das Land hervorbringt, und vertauschen ihre fertigen Waren, oder, was dasselbe ist, den Preis dieser Waren gegen neue Materialien und Lebensmittel. So geben sie dem überschüssigen Teil des Rohproduktes einen neuen Wert, indem sie die Kosten, dasselbe ans Wasser oder auf einen entfernten Markt zu schaffen, ersparen, und zugleich versorgen sie den Landmann unter leichteren Bedingungen, als er sonst hätte erhalten können, tauschweise mit Dingen, die ihm nützlich oder angenehm sind. Die Landleute erhalten für ihre überschüssigen Erzeugnisse bessere Preise und kaufen andere Ware, die sie nötig haben, wohlfeiler. So sehen sich beide ermuntert und instand gesetzt, das überschüssige Produkt durch weitere Verbesserungen und vollkommenere Bodenkultur noch zu vermehren, und wie die Fruchtbarkeit des Landes den Manufakturen ihr Dasein gab, so wirkt der Fortschritt im Manufakturwesen wieder auf das Land zurück und erhöht dessen Fruchtbarkeit. Die Manufakturisten versorgen erst die Nachbarschaft und später erst, wenn ihre Arbeit sich vervollkommnet und verfeinert, auch entlegenere Märkte; denn wenn auch weder das Rohprodukt noch selbst die gröberen Manufakturwaren die Kosten einer langen Landfracht ohne große Schwierigkeit tragen könnten, so können dies doch die feineren und künstlicheren Waren sehr wohl. Sie enthalten oft in einem kleinen Raume den Preis

einer großen Quantität von Rohprodukten. Ein Stück feinen Tuches z. B., das nur achtzig Pfund wiegt, enthält nicht nur den Preis von achtzig Pfund Wolle, sondern manchmal auch den von mehreren tausend Pfund Getreide, die den Unterhalt der verschiedenen Arbeiter und ihrer Arbeitgeber bildeten. Auf diese Weise wird das Getreide, welches in seiner eigenen Gestalt nur mit großer Schwierigkeit hätte versandt werden können, in der Gestalt einer fertigen Manufakturware virtualiter ausgeführt und kann mit Leichtigkeit in die entlegensten Winkel der Welt versandt werden. So sind die Manufakturen von Leeds, Halifax, Sheffield, Birmingham und Wolverhampton natürlich und gleichsam von selbst aufgewachsen; sie sind Kinder des Ackerbaues. In der neueren Geschichte Europas ist die Ausbreitung und Vervollkommnung dieser Kinder des Ackerbaues gewöhnlich später eingetreten als die der Kinder des auswärtigen Handels. England war in der Manufaktur feiner aus spanischer Wolle gemachten Tücher mehr als ein Jahrhundert früher berühmt als irgend eine jener Manufakturen, die jetzt in den oben erwähnten Städten blühen, fortgeschritten genug war, um für den auswärtigen Verkauf zu arbeiten. Die Ausbreitung und Vervollkommnung dieser letzteren konnte nicht eher stattfinden, bis der Ackerbau ausgebreitet und vervollkommnet war. Hierin aber bestand die letzte und größte Wirkung des auswärtigen Handels und der durch ihn unmittelbar eingeführten Manufakturen.

Die anwachsende Volksmenge und der Reichtum der Handels- und Industriestädte trug auf dreifache Weise zur Kultur und Verbesserung der Gegenden bei, in denen sie lagen:

Erstens: Indem sie den Rohprodukten des Landes einen großen und bequemen Markt darboten, ermunterten sie zur Kultur und weiteren Vervollkommnung derselben. Dieser wohltätige Einfluß erstreckte sich nicht bloß auf die Gegenden, wo sie lagen, sondern breitete sich mehr oder weniger auf alle Gegenden aus, soweit ihr Verkehr reichte. Diesen allen eröffneten sie einen Markt sowohl für einen Teil ihrer rohen als ihrer verarbeiteten Produkte und gaben ihnen dadurch

manchen Antrieb zu Fleiß und Kulturverbesserung. Doch zog ihr eigenes Land, weil es ihnen am nächsten lag, notwendig den größten Vorteil von diesem Markte. Da seine Rohprodukte weniger Frachtkosten zu tragen hatten, so konnten die Handelsleute den Produzenten bessere Preise bewilligen und die Sachen dennoch den Konsumenten so wohlfeil lassen, als wenn sie aus entfernteren Gegenden gekommen wären.

Zweitens: Das von den Stadtbewohnern erworbene Vermögen wurde oft dazu angewandt, feilgebotene Ländereien zu kaufen, von denen gewöhnlich ein großer Teil noch wüst lag. Kaufleute haben in der Regel den Ehrgeiz, Gutsbesitzer zu werden, und wenn sie es geworden sind, so sind sie fast immer die vortrefflichsten Landverbesserer. Ein Kaufmann ist gewohnt, sein Geld vor allem in gewinnreichen Unternehmungen anzulegen, während ein bloßer Gutsbesitzer gewohnt ist, es hauptsächlich in großem Aufwande aufgehen zu lassen. Der eine sieht sein Geld oft davongehen und mit einem Gewinn wieder zurückkommen; der andere hingegen erwartet, wenn er sich einmal davon getrennt hat, nur selten, etwas davon wiederzusehen. Diese verschiedenen Gewohnheiten wirken natürlich auf ihre Sinnesart und Neigung in allen Geschäften ein. Der Kaufmann ist in der Regel ein kühner Unternehmer, der Gutsbesitzer ein furchtsamer. Der eine fürchtet sich nicht, auf einmal ein großes Kapital für die Verbesserung seines Landes herzugeben, wenn er nur die wahrscheinliche Aussicht hat, den Wert desselben im Verhältnis zu den Unkosten zu erhöhen; der zweite hingegen wagt, wenn er auch, was nicht immer der Fall ist, wirklich ein Kapital hat, nur selten, es auf diese Weise zu verwenden. Wenn er überhaupt etwas für Verbesserungen tut, so geschieht das gewöhnlich nicht mit einem Kapital, sondern mit dem, was er von seinem jährlichen Einkommen ersparen kann. Wer jemals in einer Handelsstadt gelebt hat, die in einer wenig angebauten Gegend liegt, der muß bemerkt haben, daß Kaufleute bei solchen Unternehmungen weit kühner verfahren als bloße Gutsbesitzer. Überdies macht die Gewohnheit der Ordnung, Sparsamkeit und Pünktlichkeit, zu der das Handelsgeschäft den Kaufmann von selbst

heranbildet, diesen weit geschickter, Verbesserungsentwürfe mit Gewinn und gutem Erfolge auszuführen.

Drittens und letztens: Handel und Industrie führen nach und nach Ordnung und eine gute Regierung und hiermit zugleich Freiheit und Sicherheit der Personen ein, während diese früher fast in beständigem Kriege mit ihren Nachbarn und in sklavischer Abhängigkeit von ihren Oberen gelebt hatten. Diese Wirkung ist, so wenig man auch auf sie acht gehabt hat, doch die wichtigste unter allen.

Hume ist, soviel ich weiß, bis jetzt der einzige Schriftsteller, der sie ins Auge gefaßt hat.

III.

Die Berufsstufen und der Nationenkampf

bei Friedrich List.[1])

Einigung der individuellen Kräfte zur Verfolgung gemeinsamer Zwecke ist das mächtigste Mittel zur Bewirkung der Glückseligkeit der Individuen. Allein und getrennt von seinen Mitmenschen ist das Individuum schwach und hilflos. Je größer die Zahl derer ist, mit welchen es in gesellschaftlicher Verbindung steht, je vollkommener die Einigung, desto größer und vollkommener das Produkt, die geistige und körperliche Wohlfahrt der Individuen.

Die höchste, zur Zeit realisierte Einigung der Individuen unter dem Rechtsgesetz ist die des Staats und der Nation; die höchste gedenkbare Vereinigung ist die der gesamten Menschheit. Gleichwie das Individuum im Staat und in der Nation seine individuellen Zwecke in einem viel höherem Grade zu erreichen vermag, als wenn es allein stände, so würden alle Nationen ihre Zwecke in einem viel höheren Grade erreichen, wären sie durch das Rechtsgesetz, den ewigen Frieden und den freien Verkehr miteinander verbunden.

Die Natur selbst drängt die Nationen allmählich zu dieser höchsten Vereinigung, indem sie durch die Verschiedenheit des Klimas, des Bodens und der Produkte sie zum Tausch, und durch Übervölkerung und Überfluß an Kapital und Talenten zur Auswanderung und Kolonisierung antreibt. Der internationale

[1]) Aus der Einleitung des „nationalen Systems der Politischen Ökonomie" (1841).

4*

Handel, indem er durch Hervorrufung neuer Bedürfnisse zur Tätigkeit und Kraftanstrengung anreizt und neue Ideen, Erfindungen und Kräfte von einer Nation auf die andere überträgt, ist einer der mächtigsten Hebel der Zivilisation und des Nationalwohlstandes.

Zur Zeit aber ist die durch den internationalen Handel entstehende Vereinigung der Nationen eine noch sehr unvollkommene, denn sie wird unterbrochen oder doch geschwächt durch den Krieg oder durch egoistische Maßregeln einzelner Nationen.

Durch den Krieg kann die Nation ihrer Selbständigkeit, ihres Eigentums, ihrer Freiheit, ihrer Unabhängigkeit, ihrer Verfassung und Gesetze, ihrer Nationaleigentümlichkeiten und überhaupt ihres bereits errungenen Grades von Kultur und Wohlstand beraubt, kann sie unterjocht werden. Durch egoistische Maßregeln Fremder kann die Nation in ihrer ökonomischen Vervollkommnung gestört oder rückwärts geführt werden.

Erhaltung, Ausbildung und Vervollkommnung der Nationalität ist daher zur Zeit ein Hauptgegenstand des Strebens der Nation, und muß es sein. Es ist dies kein falsches und egoistisches, sondern ein vernünftiges, mit dem wahren Interesse der gesamten Menschheit vollkommen im Einklang stehendes Bestreben; denn es führt naturgemäß zur endlichen Einigung der Nationen unter dem Rechtsgesetz, zur Universalunion, welche der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts nur zuträglich sein kann, wenn viele Nationen eine gleichmäßige Stufe von Kultur und Macht erreichen, wenn also die Universalunion auf dem Wege der Konföderation realisiert wird.

Eine aus überwiegender politischer Macht, aus überwiegendem Reichtum einer einzigen Nation hervorgehende, also auf Unterwerfung und Abhängigkeit der andern Nationalitäten basierte Universalunion dagegen würde den Untergang aller Nationaleigentümlichkeiten und alles Wetteifers unter den Völkern zur Folge haben; sie widerstritte den Interessen wie den Gefühlen aller Nationen, die sich zur Selbständigkeit und zur Erreichung eines hohen Grades von Reichtum und politischer Geltung

berufen fühlen; sie wäre nur eine Wiederholung dessen, was schon einmal dagewesen, des Versuchs der Römer, jetzt mit Hilfe der Manufakturen und des Handels statt früher durch kalten Stahl ins Werk gesetzt, darum aber nicht minder zur Barbarei zurückführend.

Die Zivilisation, die politische Ausbildung und die Macht der Nationen werden hauptsächlich durch ihre ökonomischen Zustände bedingt, und umgekehrt. Je mehr ihre Ökonomie entwickelt und vervollkommnet ist, desto zivilisierter und mächtiger ist die Nation; je mehr ihre Zivilisation und Macht steigt, desto höher wird ihre ökonomische Ausbildung steigen können.

In Beziehung auf die nationalökonomische Ausbildung sind folgende Hauptentwicklungsgrade der Nationen anzunehmen: wilder Zustand, Hirtenstand, Agrikulturstand, Agrikulturmanufakturstand, Agrikulturmanufakturhandelsstand.

Offenbar ist diejenige Nation, welche auf einem ausgedehnten, mit mannigfaltigen natürlichen Hilfsquellen ausgestatteten Territorium und bei einer großen Bevölkerung Ackerbau, Manufakturen, Schiffahrt, innern und äußern Handel vereinigt, ungleich zivilisierter, politisch gebildeter und mächtiger als die bloße Agrikulturnation. Die Manufakturen aber sind die Basis des innern und äußern Handels, der Schiffahrt und des verbesserten Ackerbaus, folglich der Zivilisation und der politischen Macht; und eine Nation, welcher es gelänge, die ganze Manufakturkraft des Erdballs zu monopolisieren und die übrigen Nationen derart in ihrer ökonomischen Entwicklung niederzuhalten, daß bei ihnen nur Agrikulturprodukte und Rohstoffe erzeugt und die nötigsten Lokalgewerbe betrieben würden, müßte notwendig zur Universalherrschaft gelangen.

Jede Nation, für welche Selbständigkeit und Fortdauer einigen Wert haben, muß daher trachten, so bald als möglich von einem niedrigen Kulturstand in einen höheren überzugehen, so bald als möglich Agrikultur, Manufakturen, Schiffahrt und Handel auf ihrem eigenen Territorium zu vereinigen.

Die Übergänge der Nation vom wilden Zustand in den Hirtenstand und vom Hirtenstand in den Agrikulturstand und die ersten Fortschritte in der Agrikultur werden am besten durch freien Handel mit zivilisierteren, d. h. mit Manufaktur- und Handelsnationen bewirkt.

Der Übergang der Agrikulturvölker in die Klasse der Agrikulturmanufaktur- und Handelsnationen würde bei freiem Verkehr nur in dem Fall von selbst stattfinden können, wenn bei allen zur Emporbringung einer Manufakturkraft berufenen Nationen zu gleicher Zeit der gleiche Bildungsprozeß stattgefunden hätte, wenn die Nationen einander in ihrer ökonomischen Ausbildung keinerlei Hindernisse in den Weg legten, wenn sie nicht durch Krieg und Douanensysteme einander in ihren Fortschritten störten.

Da aber einzelne Nationen, durch besondere Verhältnisse begünstigt, vor andern einen Vorsprung in Manufakturen, in Handel und Schiffahrt gewonnen, da dieselben frühzeitig in diesen Vervollkommnungen das wirksamste Mittel erkannt haben, politisches Übergewicht über andere Nationen zu erlangen und zu behaupten, so haben sie Einrichtungen getroffen, die darauf berechnet waren und es noch sind, ein Monopol der Manufakturen und des Handels zu erlangen und minder vorgerückte Nationen in ihren Fortschritten aufzuhalten. Den Komplex dieser Einrichtungen (Einfuhrverbote, Einfuhrzölle, Schiffahrtsbeschränkungen, Ausfuhrprämien usw.) nennt man das Douanensystem.

Durch die früheren Fortschritte anderer Nationen, durch die fremden Douanensysteme und den Krieg werden die minder vorgerückten Nationen genötigt, in sich selbst die Mittel zu suchen, um den Übergang vom Agrikulturstand in den Manufakturstand zu bewerkstelligen und den Handel mit weiter vorgerückten und nach dem Manufakturmonopol strebenden Nationen, insofern er ihnen darin hinderlich ist, durch ein eigenes Douanensystem zu beschränken.

Das Douanensystem ist demnach nicht, wie man behauptet hat, eine Erfindung spekulativer Köpfe, es ist eine natürliche Folge des Strebens der Na-

tionen nach den Garantien der Fortdauer und Prosperität oder nach überwiegender Macht.

Dieses Streben ist aber insofern ein legitimes und vernünftiges, als es der Nation selbst, die es ergreift, in ihrer ökonomischen Entwicklung nicht hinderlich, sondern förderlich ist, und als es dem höheren Zweck der Menschheit, der künftigen Universalkonföderation, nicht feindlich entgegentritt.

IV.

Die Berufsstufen als gesellschaftliche Produktionsverhältnisse und Klassenkämpfe bei Karl Marx.

1. Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse als Bewegungsgesetz der Geschichte[1]).

Das allgemeine Resultat, das sich mir ergab, und einmal gewonnen, meinen Studien zum Leitfaden diente, kann kurz so formuliert werden: In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit

[1]) Aus dem Vorwort von „Zur Kritik der Politischen Ökonomie" (1859). Bezieht sich auf Mitte der vierziger Jahre.

den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheuere Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebenso wenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der

bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab.

2. Bourgeois und Proletarier[1]).

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft[2]) ist die Geschichte von Klassenkämpfen.

Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.

In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Patrizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherren, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene und noch dazu in fast jeder dieser Klassen wieder besondere Abstufungen.

[1]) Kap. I des „Kommunistischen Manifestes" (1847).

[2]) „Das heißt, genau gesprochen, die schriftlich überlieferte Geschichte. 1847 war die Vorgeschichte der Gesellschaft, die gesellschaftliche Organisation, die aller niedergeschriebenen Geschichte vorausging, noch so gut wie unbekannt. Seitdem hat Haxthausen das Gemeineigentum am Boden in Rußland entdeckt, Maurer hat es nachgewiesen als die gesellschaftliche Grundlage, wovon alle deutschen Stämme geschichtlich ausgingen, und allmählich fand man, daß Dorfgemeinden mit gemeinsamem Grundbesitz die Urform der Gesellschaft waren von Indien bis Irland. Schließlich wurde die innere Organisation dieser urwüchsigen kommunistischen Gesellschaft in ihrer typischen Form bloßgelegt durch Morgans krönende Entdeckung der wahren Natur der Gens und ihrer Stellung im Stamm. Mit der Auflösung dieser ursprünglichen Gemeinwesen beginnt die Spaltung der Gesellschaft in besondere und schließlich einander entgegengesetzte Klassen." Anm. von Engels.

Die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt.

Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.

Aus den Leibeigenen des Mittelalters gingen die Pfahlbürger der ersten Städte hervor; aus dieser Pfahlbürgerschaft entwickelten sich die ersten Elemente der Bourgeoisie.

Die Entdeckung Amerikas, die Umschiffung Afrikas schufen der aufkommenden Bourgeoisie ein neues Terrain. Der ostindische und chinesische Markt, die Kolonisierung von Amerika, der Austausch mit den Kolonien, die Vermehrung der Tauschmittel und der Waaren überhaupt gaben dem Handel, der Schiffahrt, der Industrie einen nie gekannten Aufschwung und damit dem revolutionären Element in der zerfallenden feudalen Gesellschaft eine rasche Entwicklung.

Die bisherige feudale oder zünftige Betriebsweise der Industrie reichte nicht mehr aus für den mit neuen Märkten anwachsenden Bedarf. Die Manufaktur trat an ihre Stelle. Die Zunftmeister wurden verdrängt durch den industriellen Mittelstand; die Teilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Korporationen verschwand vor der Teilung der Arbeit in der einzelnen Werkstatt selbst.

Aber immer wuchsen die Märkte, immer stieg der Bedarf. Auch die Manufaktur reichte nicht mehr aus. Da revolutionierte der Dampf und die Maschinerie die industrielle Produktion. An die Stelle der Manufaktur trat die moderne große Industrie, an die Stelle des industriellen Mittelstandes traten die industriellen Millionäre, die Chefs ganzer industrieller Armeen, die modernen Bourgeois.

Die große Industrie hat den Weltmarkt hergestellt, den die Entdeckung Amerikas vorbereitete. Der Weltmarkt hat dem Handel, der Schiffahrt, den Land-Kommunikationen eine unermeßliche Entwicklung gegeben. Diese hat wieder auf die Ausdehnung der Industrie zurückgewirkt, und in demselben Maße, worin Industrie, Handel, Schiffahrt, Eisenbahnen sich ausdehnten, in demselben Maße entwickelte sich die Bourgeoisie, vermehrte sie ihre Kapitalien, drängte sie alle vom Mittelalter her überlieferten Klassen in den Hintergrund.

Wir sehen also, wie die moderne Bourgeoisie selbst das Produkt eines langen Entwicklungsganges, einer Reihe von Umwälzungen in der Produktions- und Verkehrsweise ist.

Jede dieser Entwicklungsstufen der Bourgeoisie war begleitet von einem entsprechenden politischen Fortschritt. Unterdrückter Stand unter der Herrschaft der Feudalherren, bewaffnete und sich selbst verwaltende Assoziation in der Kommune[1]), hier unabhängige städtische Republik, dort dritter steuerpflichtiger Stand der Monarchie, dann zur Zeit der Manufaktur Gegengewicht gegen den Adel in der ständischen oder in der absoluten Monarchie, Hauptgrundlage der großen Monarchien überhaupt, erkämpfte sie sich endlich seit der Herstellung der großen Industrie und des Weltmarktes im modernen Repräsentativstaat die ausschließliche politische Herrschaft. Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisklasse verwaltet.

Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt.

Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorge-

---

[1]) So nannten die Städtebürger Italiens und Frankreichs ihr städtisches Gemeinwesen, nachdem sie die ersten Selbstverwaltungsrechte ihren Feudalherren abgekauft oder abgezwungen hatten.

setzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose „bare Zahlung". Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat ,mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt.

Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.

Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt.

Die Bourgeoisie hat enthüllt, wie die brutale Kraftäußerung, die die Reaktion so sehr am Mittelalter bewundert, in der trägsten Bärenhäuterei ihre passende Ergänzung fand. Erst sie hat bewiesen, was die Tätigkeit der Menschen zustande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gothische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzüge.

Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse, fortwährend zu revolutionieren. Unveränderte Beibehaltung der alten Produktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller früheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisepoche vor allen anderen aus. Alle festen, eingerosteten Verhältnisse

mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.

Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.

Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarktes die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten, und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur.

Die Bourgeoisie reißt durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit

der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzuführen, d. h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde.

Die Bourgeoisie hat das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen. Sie hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Teil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen. Wie sie das Land von der Stadt, hat sie die barbarischen und halb barbarischen Länder von den zivilisierten, die Bauernvölker von den Bourgeoisvölkern, den Orient vom Okzident abhängig gemacht.

Die Bourgeoisie hebt mehr und mehr die Zersplitterung der Produktionsmittel, des Besitzes und der Bevölkerung auf. Sie hat die Bevölkerung agglomeriert, die Produktionsmittel zentralisiert und das Eigentum in wenigen Händen konzentriert. Die notwendige Folge hiervon war die politische Zentralisation. Unabhängige, fast nur verbündete Provinzen mit verschiedenen Interessen, Gesetzen, Regierungen und Zöllen wurden zusammengedrängt in Eine Nation, Eine Regierung, Ein Gesetz, Ein nationales Klasseninteresse, Eine Douanenlinie.

Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen — welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.

Wir haben also gesehen: Die Produktions- und Verkehrsmittel, auf deren Grundlage sich die Bourgeoisie

heranbildete, wurden in der feudalen Gesellschaft erzeugt. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung dieser Produktions- und Verkehrsmittel entsprachen die Verhältnisse, worin die feudale Gesellschaft produzierte und austauschte, die feudale Organisation der Agrikultur und Manufaktur, mit einem Wort die feudalen Eigentumsverhältnisse den schon entwickelten Produktivkräften nicht mehr. Sie hemmten die Produktion, statt sie zu fördern. Sie verwandelten sich in eben so viele Fesseln. Sie mußten gesprengt werden, sie wurden gesprengt.

An ihre Stelle trat die freie Konkurrenz mit der ihr angemessenen gesellschaftlichen und politischen Konstitution, mit der ökonomischen und politischen Herrschaft der Bourgeoisklasse.

Unter unseren Augen geht eine ähnliche Bewegung vor. Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor. Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die modernen Produktionsverhältnisse, gegen die Eigentumsverhältnisse, welche die Lebensbedingungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind. Es genügt, die Handelskrisen zu nennen, welche in ihrer periodischen Wiederkehr immer drohender die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellen. In den Handelskrisen wird ein großer Teil nicht nur der erzeugten Produkte, sondern der bereits geschaffenen Produktivkräfte regelmäßig vernichtet. In den Krisen bricht eine gesellschaftliche Epidemie aus, welche allen früheren Epochen als ein Widersinn erschienen wäre — die Epidemie der Überproduktion. Die Gesellschaft findet sich plötzlich in einen Zustand momentaner Barbarei zurückversetzt; eine Hungersnot, ein allgemeiner Vernichtungskrieg scheinen ihr alle Lebensmittel abgeschnitten zu haben; die Industrie, der Handel scheinen vernichtet, und warum? Weil sie zu viel

Zivilisation, zu viel Lebensmittel, zu viel Industrie, zu viel Handel besitzt. Die Produktivkräfte, die ihr zur Verfügung stehen, dienen nicht mehr zur Beförderung der bürgerlichen Eigentumsverhältnisse; im Gegenteil, sie sind zu gewaltig für diese Verhältnisse geworden, sie werden von ihnen gehemmt; und sobald sie dies Hemmnis überwinden, bringen sie die ganze bürgerliche Gesellschaft in Unordnung, gefährden sie die Existenz des bürgerlichen Eigentums. Die bürgerlichen Verhältnisse sind zu eng geworden, um den von ihnen erzeugten Reichtum zu fassen. — Wodurch überwindet die Bourgeoisie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften; anderseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung alter Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert.

Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst.

Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Männer erzeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier.

In demselben Maße, worin sich die Bourgeoisie, d. h. das Kapital, entwickelt, in demselben Maße entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden, und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweis verkaufen müssen, sind eine Ware wie jeder andere Handelsartikel und daher gleichmäßig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt.

Die Arbeit der Proletarier hat durch die Ausdehnung der Maschinerie und die Teilung der Arbeit allen selbständigen Charakter und damit allen Reiz für die Arbeiter verloren. Er wird ein bloßes Zubehör der Maschine, von dem nur der einfachste, eintönigste, am leichtesten erlernbare Handgriff verlangt wird. Die Kosten, die der Arbeiter verursacht, beschränken

sich daher fast nur auf die Lebensmittel, die er zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung seiner Rasse bedarf. Der Preis einer Ware, also auch der Arbeit, ist aber gleich ihren Produktionskosten. In demselben Maße, in dem die Widerwärtigkeit der Arbeit wächst, nimmt daher der Lohn ab. Noch mehr, in demselben Maße, wie Maschinerie und Teilung der Arbeit zunehmen, in demselben Maße nimmt auch die Masse der Arbeit zu, sei es durch Vermehrung der Arbeitsstunden, sei es durch Vermehrung der in einer gegebenen Zeit geforderten Arbeit, beschleunigten Lauf der Maschinen usw.

Die moderne Industrie hat die kleine Werkstube des patriarchalischen Meisters in die große Fabrik des industriellen Kapitalisten verwandelt. Arbeitermassen, in der Fabrik zusammengedrängt, werden soldatisch organisiert. Sie werden als gemeine Industriesoldaten unter die Aufsicht einer vollständigen Hierarchie von Unteroffizieren und Offizieren gestellt. Sie sind nicht nur Knechte der Bourgeoisklasse, des Bourgeoisstaates, sie sind täglich und stündlich geknechtet von der Maschine, von dem Aufseher, und vor allem von den einzelnen fabrizierenden Bourgeois selbst. Diese Despotie ist um so kleinlicher, gehässiger, erbitternder, je offener sie den Erwerb als ihren Zweck proklamiert.

Je weniger die Handarbeit Geschicklichkeit und Kraftäußerung erheischt, d. h. je mehr die moderne Industrie sich entwickelt, desto mehr wird die Arbeit der Männer durch die der Weiber und Kinder verdrängt. Geschlechts- und Altersunterschiede haben keine gesellschaftliche Geltung mehr für die Arbeiterklasse. Es gibt nur noch Arbeitsinstrumente, die je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen.

Ist die Ausbeutung des Arbeiters durch den Fabrikanten so weit beendigt, daß er seinen Arbeitslohn bar ausgezahlt erhält, so fallen die anderen Teile der Bourgeoisie über ihn her, der Hausbesitzer, der Krämer, der Pfandleiher usw.

Die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, alle diese Klassen fallen ins Proletariat hinab, teils dadurch, daß ihr kleines Kapital für den

Betrieb der großen Industrie nicht ausreicht und der Konkurrenz mit den größeren Kapitalisten erliegt, teils dadurch, daß ihre Geschicklichkeit von neuen Produktionsweisen entwertet wird. So rekrutiert sich das Proletariat aus allen Klassen der Bevölkerung.

Das Proletariat macht verschiedene Entwicklungsstufen durch. Sein Kampf gegen die Bourgeoisie beginnt mit seiner Existenz.

Im Anfang kämpfen die einzelnen Arbeiter, dann die Arbeiter einer Fabrik, dann die Arbeiter eines Arbeitszweiges an einem Ort gegen den einzelnen Bourgeois, der sie direkt ausbeutet. Sie richten ihre Angriffe nicht nur gegen die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, sie richten sie gegen die Produktionsinstrumente selbst; sie vernichten die fremden konkurrierenden Waren, sie zerschlagen die Maschinen, sie stecken die Fabriken in Brand, sie suchen die untergegangene Stellung des mittelalterlichen Arbeiters wieder zu erringen.

Auf dieser Stufe bilden die Arbeiter eine über das ganze Land zerstreute und durch die Konkurrenz zersplitterte Masse. Massenhaftes Zusammenhalten der Arbeiter ist noch nicht die Folge ihrer eigenen Vereinigung, sondern die Folge der Vereinigung der Bourgeoisie, die zur Erreichung ihrer eigenen politischen Zwecke das ganze Proletariat in Bewegung setzen muß und es einstweilen noch kann. Auf dieser Stufe bekämpfen die Proletarier also nicht ihre Feinde, sondern die Feinde ihrer Feinde, die Reste der absoluten Monarchie, die Grundeigentümer, die nichtindustriellen Bourgeois, die Kleinbürger. Die ganze geschichtliche Bewegung ist so in den Händen der Bourgeoisie konzentriert; jeder Sieg, der so errungen wird, ist ein Sieg der Bourgeoisie.

Aber mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in größeren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst, und es fühlt sie mehr. Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. Die

5*

wachsende Konkurrenz der Bourgeois unter sich und die daraus hervorgehenden Handelskrisen machen den Lohn der Arbeiter immer schwankender; die immer rascher sich entwickelnde, unaufhörliche Verbesserung der Maschinerie macht ihre ganze Lebensstellung immer unsicherer; immer mehr nehmen die Kollisionen zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem einzelnen Bourgeois den Charakter von Kollisionen zweier Klassen an. Die Arbeiter beginnen damit, Koalitionen gegen die Bourgeois zu bilden; sie treten zusammen zur Behauptung ihres Arbeitslohnes. Sie stiften selbst dauernde Assoziationen, um sich für die gelegentlichen Empörungen zu verproviantieren. Stellenweis bricht der Kampf in Emeuten aus.

Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend. Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. Sie wird befördert durch die wachsenden Kommunikationsmittel, die von der großen Industrie erzeugt werden und die Arbeiter der verschiedenen Lokalitäten miteinander in Verbindung setzen. Es bedarf aber bloß der Verbindung, um die vielen Lokalkämpfe von überall gleichem Charakter zu einem nationalen, zu einem Klassenkampf zu zentralisieren. Jeder Klassenkampf ist aber ein politischer Kampf. Und die Vereinigung, zu der die Bürger des Mittelalters mit ihren Vizinalwegen Jahrhunderte bedurften, bringen die modernen Proletarier mit den Eisenbahnen in wenigen Jahren zustande.

Diese Organisation der Proletarier zur Klasse, und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst. Aber sie ersteht immer wieder, stärker, fester, mächtiger. Sie erzwingt die Anerkennung einzelner Interessen der Arbeiter in Gesetzesform, indem sie die Spaltungen der Bourgeoisie unter sich benutzt. So die Zehnstundenbill in England.

Die Kollisionen der alten Gesellschaft überhaupt fördern mannigfach den Entwicklungsgang des Proletariats. Die Bourgeoisie befindet sich in fortwährendem Kampfe: anfangs gegen die Aristokratie; später gegen

die Teile der Bourgeoisie selbst, deren Interessen mit dem Fortschritt der Industrie in Widerspruch geraten; stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder. In allen diesen Kämpfen sieht sie sich genötigt, an das Proletariat zu appellieren, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen und es so in die politische Bewegung hineinzureißen. Sie selbst führt also dem Proletariat ihre eigenen Bildungselemente, d. h. Waffen gegen sich selbst zu.

Es werden ferner, wie wir sahen, durch den Fortschritt der Industrie ganze Bestandteile der herrschenden Klasse ins Proletariat hinabgeworfen oder wenigstens in ihren Lebensbedingungen bedroht. Auch sie führen dem Proletariat eine Masse Bildungselemente zu.

In Zeiten endlich, wo der Klassenkampf sich der Entscheidung nähert, nimmt der Auflösungsprozeß innerhalb der herrschenden Klasse, innerhalb der ganzen alten Gesellschaft, einen so heftigen, so grellen Charakter an, daß ein kleiner Teil der herrschenden Klasse sich von ihr lossagt und sich der revolutionären Klasse anschließt, der Klasse, welche die Zukunft in ihren Händen trägt. Wie daher früher ein Teil des Adels zur Bourgeoisie überging, so geht jetzt ein Teil der Bourgeoisie zum Proletariat über, und namentlich ein Teil der Bourgeoisideologen, welche zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen Bewegung sich hinaufgearbeitet haben.

Von allen Klassen, welche heutzutage der Bourgeoisie gegenüberstehen, ist nur das Proletariat eine wirklich revolutionäre Klasse. Die übrigen Klassen verkommen und gehen unter mit der großen Industrie, das Proletariat ist ihr eigenstes Produkt.

Die Mittelstände, der kleine Industrielle, der kleine Kaufmann, der Handwerker, der Bauer, sie alle bekämpfen die Bourgeoisie, um ihre Existenz als Mittelstände vor dem Untergang zu sichern. Sie sind also nicht revolutionär, sondern konservativ. Noch mehr, sie sind reaktionär, sie suchen das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Sind sie revolutionär, so sind sie es im Hinblick auf den ihnen bevorstehenden Übergang ins Proletariat, so verteidigen sie nicht ihre gegenwärtigen, sondern ihre zukünftigen Interessen, so verlassen

sie ihren eigenen Standpunkt, um sich auf den des Proletariats zu stellen.

Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft, wird durch eine proletarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert, seiner ganzen Lebenslage nach wird es bereitwilliger sein, sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen.

Die Lebensbedingungen der alten Gesellschaft sind schon vernichtet in den Lebensbedingungen des Proletariats. Der Proletarier ist eigentumslos; sein Verhältnis zu Weib und Kindern hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältnis; die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion, sind für ihn eben so viele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich eben so viele bürgerliche Interessen verstecken.

Alle früheren Klassen, die sich die Herrschaft eroberten, suchten ihre schon erworbene Lebensstellung zu sichern, indem sie die ganze Gesellschaft den Bedingungen ihres Erwerbes unterwarfen. Die Proletarier können sich die gesellschaftlichen Produktivkräfte nur erobern, indem sie ihre eigene bisherige Aneignungsweise und damit die ganze bisherige Aneignungsweise abschaffen. Die Proletarier haben nichts von dem Ihrigen zu sichern, sie haben alle bisherigen Privatsicherheiten und Privatversicherungen zu zerstören.

Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Überbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird.

Obgleich nicht dem Inhalt, ist der Form nach der Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie zunächst

ein nationaler. Das Proletariat eines jeden Landes muß natürlich zuerst mit seiner eigenen Bourgeoisie fertig werden.

Indem wir die allgemeinsten Phasen der Entwicklung des Proletariats zeichneten, verfolgten wir den mehr oder minder versteckten Bürgerkrieg innerhalb der bestehenden Gesellschaft bis zu dem Punkt, wo er in eine offene Revolution ausbricht, und durch den gewaltsamen Sturz der Bourgeoisie das Proletariat seine Herrschaft begründet.

Alle bisherige Gesellschaft beruhte, wie wir schon gesehen haben, auf dem Gegensatz unterdrückender und unterdrückter Klassen. Um aber eine Klasse unterdrücken zu können, müssen ihr Bedingungen gesichert sein, innerhalb derer sie wenigstens ihre knechtische Existenz fristen kann. Der Leibeigene hat sich zum Mitglied der Kommune in der Leibeigenschaft herangearbeitet, wie der Kleinbürger zum Bourgeois unter dem Joch des feudalistischen Absolutismus. Der moderne Arbeiter dagegen, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller als Bevölkerung und Reichtum. Es tritt hiermit offen hervor, daß die Bourgeoisie unfähig ist, noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig, zu herrschen, weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht mehr unter ihr leben, d. h. ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft.

Die wesentliche Bedingung für die Existenz und für die Herrschaft der Bourgeoisklasse ist die Anhäufung des Reichtums in den Händen von Privaten, die Bildung und Vermehrung des Kapitals; die Bedingung des Kapitals ist die Lohnarbeit. Die Lohnarbeit beruht ausschließlich auf der Konkurrenz der Arbeiter unter sich. Der Fortschritt der Industrie,

dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setzt an die Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation. Mit der Entwicklung der großen Industrie wird also unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst hinweggezogen, worauf sie produziert und die Produkte sich aneignet. Sie produziert vor allem ihren eigenen Totengräber. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich.

V.

Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft und Kreditwirtschaft

von Bruno Hildebrand[1]).

Der alte Varro unterscheidet in seiner 36 Jahre vor Christi Geburt geschriebenen Schrift über den Landbau nach dem Vorgange des griechischen Statistikers Dikäarch[2]) drei Entwicklungsstufen der menschlichen Wirtschaft bis auf seine Zeit herab, einen rohen Naturzustand, in welchem der Mensch nur von dem lebt, was die Natur ihm freiwillig gewährt, einen Zustand des Hirtenlebens, in welchem der Mensch die Früchte der Erde einsammelt und die Tiere zähmt, und endlich die Stufe des Ackerbaues, und eine der ältesten italischen Stammsagen personifizierte auch den Fortschritt von der zweiten zur dritten Stufe, indem sie dem König Italus das Verdienst beilegte, das Volk vom Hirtenleben zum Ackerbau geführt zu haben[3]). Diese Ansicht kehrt hier und da wieder, ohne daß sie irgendwie zu weiterer Forschung Veranlassung gegeben oder als leitender Gedanke für historisch-nationalökonomische Arbeiten gedient hätte. Sie wurde öfters auch in Deutschland wiederholt mit der Modifikation, daß man noch eine vierte Stufe, nämlich

[1]) Aus den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik Bd. II, S. 1ff (1864).

[2]) II, 1: „necesse est humanae vitae a summa memoria gradatim descendisse ad hanc aetatem, ut scribit Dicaearchus, et summum gradum fuisse naturalem, cum viverent homines ex iis rebus, quae inviolata ultro ferret terra: ex hac vita in secundam descendisse pastoriciam — tertio denique gradu a vita pastorali ad agriculturam descenderunt."

[3]) S. Mommsen, Röm. Gesch. S. 16.

die der Gewerbetätigkeit und des Handels, hinzufügte[1]).

Unter den Neueren hat Fr. List zur Begründung seiner Schutzzolltheorie den Versuch gemacht, allgemeine ökonomische Entwicklungsstufen der Völker aufzustellen. Er hält sich hierbei ebenfalls an die Aufeinanderfolge der produktiven Gewerbe und unterscheidet die Periode des Hirtenlebens, welche sich unmittelbar an den Zustand der natürlichen Wildheit anschließt, die Periode des Ackerbaues, die Agrikultur- und Manufakturperiode und viertens die Agrikultur-, Manufaktur- und Handelsperiode. Jeder Fortschritt von einer Stufe zur andern ist nach List an bestimmte Bedingungen und Voraussetzungen geknüpft, und die Aufgabe des Staates ist es, diese Voraussetzungen zu realisieren und so die ökonomische Erziehung des Volkes bis zur höchsten Stufe und bis zum Eintritt in die künftige Universalgesellschaft zu bewerkstelligen.

Diese Lehre von den vier Entwicklungsstufen aller Völker der gemäßigten Zone ist offenbar aus der Geschichte Großbritanniens abstrahiert, und schon eine einfache Vergleichung der industriellen Entwicklung Englands mit der Bildungsgeschichte Hollands hätte List von der Unhaltbarkeit überzeugen müssen. Ja nicht einmal in Britannien trifft seine Stufenfolge vom Ackerbau durch die Fabrikation zum Handel zu. Die englische Handelsmacht von der Zeit der Königin Elisabeth bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich durchaus unabhängig von der englischen Fabrikation ausgebildet. Sie stützte sich ebenso wie die Seemacht der Niederlande auf den Handel mit Kolonialprodukten, und die Weltindustrie Englands seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist erst aus seinem Weltverkehr, nicht umgekehrt sein Weltverkehr aus seiner Fabrikation hervorgegangen.

Allerdings werden dem Handel und der Fabrikation immer Gewerbe der Rohstofferzeugung vorausgehen

---

[1]) So von Hugo, Lehrbuch des Naturrechts. Berlin 1799. § 114 ff., von Schmitthenner, 12 Bücher vom Staate. Gießen 1839 I. S. 213 ff. und von Warnkönig, Juristische Enzyklopädie. Erlangen 1853, S. 104 ff.

müssen, weil der Handel verkäufliche Werte und die Fabrikation Rohstoffe voraussetzt, die entweder im Inlande selbst erzeugt oder durch andere Erzeugnisse des Inlandes vom Auslande gekauft werden müssen. Aber etwas weiteres haben die Völker wenigstens nicht notwendig mit einander gemein. Die Stufenfolge, in welcher sich die produktiven Gewerbe der verschiedenen Nationen aneinander reihen, hängt lediglich von der Natur und der Lage des Bodens ab, den sie bewohnen und der ihnen die Stoffe für ihre Arbeit und die ersten Mittel gewährt, ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Die Lage am Meere führt die Menschen naturgemäß zum Fischfang, zur Schiffahrt, zum Handel; Bergvölker treiben vorherrschend Jagd und Viehzucht, und in den Ebenen entwickelt sich am frühesten der Ackerbau, und mit diesen mannigfaltigen Anfängen einer nationalen Produktion sind auch verschiedene Wege des weiteren Verlaufs derselben vorgezeichnet, so daß das Fortschreiten der Produktion überhaupt nicht als allgemeine Norm der ökonomischen Völkerentwicklung angesehen werden kann.

Eine andere Gattung von Wirtschaftsstufen der Völker hat Proudhon in seiner Philosophie de la misère aufgestellt. Als Anhänger hegelscher Dialektik betrachtete er die ganze Geschichte als einen ökonomischen Entwicklungsprozeß zur Lösung des Problems, ein absolutes Wertmaß zu finden und dadurch das Prinzip der Gerechtigkeit und Gleichheit zu verwirklichen, und läßt die Menschheit in diesem Prozeß 10 Stufen durchlaufen: die Stufe der Arbeitsteilung, der Maschinen, der Konkurrenz, des Monopols, der Steuer, der Handelsbilanz, des Kredits, des Eigentums, der Gemeinschaft und der Bevölkerung. Diese Reihe volkswirtschaftlicher Entwicklungsmomente ist aber, wie schon jeder Laie aus ihren Bezeichnungen schließen kann, nicht der Ideengang der ökonomischen Kulturgeschichte der Menschheit, sondern eine willkürlich konstruierte Kette bekannter Tatsachen, die nur in einen logischen oder vielmehr unlogischen Zusammenhang gebracht sind, so daß von historischer Forschung und Anschauung hier gar keine Rede ist. Man könnte die einzelnen Glieder der Reihe beliebig versetzen oder

die ganze Reihenfolge geradezu umkehren, und man würde nicht stärker gegen die Geschichte sündigen als Proudhon.

Wenn hiernach diese Wege, allgemeine ökonomische Entwicklungsnormen der Völker aufzufinden, als verfehlt zu betrachten sind, so fragt es sich, sind solche Normen vorhanden und in welcher Sphäre des ökonomischen Lebens sind diese Normen zu suchen?

Bekanntlich zerfällt die Wirtschaft eines jeden Volkes in drei Elementarprozesse, in die Produktion, welche die Befriedigungsmittel der geistigen wie der physischen Bedürfnisse der Menschen schafft, in die Konsumtion, welche sie verwendet, und in das Mittelglied zwischen Produktion und Konsumtion, in die Verteilung, welche die Arbeitsprodukte jedes Menschen, so weit sie nicht zum Selbstgebrauch bestimmt sind, gegen die Erzeugnisse Anderer umsetzt. Der letztere Prozeß ist zwar scheinbar untergeordnet, in der Tat aber der wichtigste. Indem er den Produzenten zum Konsumenten anderer Produzenten macht, knüpft er die Existenz jeder der beiden großen ökonomischen Lebenskreise an die des andern und macht erst die gesellschaftliche Arbeitsteilung möglich. Es ist das soziale Element in der Ökonomie und wird immer einflußreicher, je mehr die Gesellschaft fortschreitet.

Daß auf dem Gebiete der Produktion keine Gleichheit der Völkerentwicklung stattfindet, ist schon gezeigt worden. Dasselbe gilt auch von der Konsumtion. Beide sind national verschieden; beide werden durch die Natur des Bodens bestimmt, auf welchem sie sich entfalten, die Produktion direkt, indem die Natur die Arbeitsstoffe liefert, an denen sich die schöpferische Kraft des Menschen heranbildet, die Konsumtion indirekt, indem sie wieder von den Gegenständen abhängt, welche aus dem Produktionsprozesse hervorgehen. In beiden findet eine reiche Entwicklung statt, aber die Bahnen, welche diese Entwicklung bei den verschiedenen Völkern einschlägt, sind nicht dieselben.

Anders ist es mit der Verteilung. Bei ihr ist der Stoff, welcher verteilt wird, gleichgültig. Das, was

der Mensch durch sie vollbringt, ist nicht durch das von der Natur gegebene Objekt gebunden. Deshalb ist der Verteilungsprozeß von Klima und Boden unabhängig und über die räumlichen Natureinflüsse erhaben; er ist der universellste, der allgemein menschliche. Daher kommt es auch, daß die Verteilung der Güter diejenige Sphäre ist, in der wir dieselben allgemeinen Entwickelungsformen bei allen Völkern wiederfinden und in gleicher Ordnung aufeinander folgen sehen.

Entweder setzt man Güter unmittelbar gegen Güter um, oder man bedient sich des Tauschmittels der edeln Metalle, des Geldes, oder endlich man setzt Güter gegen das Versprechen um, in Zukunft denselben oder einen gleichen Wert zurückzuerstatten, d. h. gegen Kredit. Bei allen drei Umsatzarten ist das Wertmaß, welches im Verkehr zur Anwendung kommt, ganz gleichgültig, und es kann bei einer Geldrechnung eben so gut ein Kreditumsatz wie ein Geldumsatz oder ein Naturalumsatz stattfinden. Auf der Grundlage dieser drei möglichen Umsatzarten entwickeln sich drei Wirtschaftsformen: die Naturalwirtschaft, die Geldwirtschaft und die Kreditwirtschaft.

Mit der ersteren beginnt jede Nation ihre ökonomische Laufbahn, denn der Gebrauch des Geldes als Tauschmittel setzt Überfluß an Arbeit oder Arbeitsprodukten voraus, um das Metall zu gewinnen oder zu kaufen. Die Geldwirtschaft kann sich daher erst entwickeln, wenn bereits Wohlstand eingetreten ist, wenn die Völker mehr produzieren, als sie bedürfen. Die Kreditwirtschaft kann dagegen erst entstehen, wenn ein geregelter Geldverkehr vollkommen ausgebildet, aber die Schwerfälligkeit des Geldumsatzes bereits empfunden und das Bedürfnis nach Vereinfachung der Zahlmittel geweckt ist. Vorher ist der Kreditumsatz nur Ausnahme von der Regel und Folge augenblicklicher Zahlungsunfähigkeit. Er ist Resultat der Not, aber nicht der Einsicht in seine höhere Zweckmäßigkeit. Diese bestimmte Aufeinanderfolge ist daher in der Natur der einzelnen Wirtschaftsformen begründet und ist deshalb auch allgemeine historische Tatsache.

Bei Homer wird der Wert der Rüstungen, welche Diomedes und Glaukos eintauschen, nach Stieren geschätzt[1]). Eisen wird mit Kupfer[2]), eine Sklavin mit 20 Ochsen[3]), Wein mit Erz, Häuten und Stieren, Lebensmittel mit Schmuck gekauft[4]). In Athen waren die Strafen, welche die drakonische Gesetzgebung anordnete, Viehbußen, welche erst Solon in Geldstrafen umwandelte, indem er das Schaf zu einer und das Rind zu fünf Drachmen anschlug[5]). Ebenso waren bei den Römern die ältesten Vermögensstrafen bis zur Zeit der Dezemviralgesetzgebung in Stieren und Schafen festgesetzt[6]), und so wie Aristoteles in seiner Politik bezeugt[7]), daß zu seiner Zeit viele barbarische Völker des Altertums nur Tauschhandel trieben, so herrschte auch im Mittelalter bei allen germanischen und slavischen Völkern vor dem Gebrauch des Geldes Warentausch. Im skandinavischen Norden war außer den Haustieren eine Art Wollenzeug, welches den Namen Wadmal führte und den Vorzug größter Teilbarkeit besaß, allgemeines Zahlmittel, und der Wert einer Kuh oder 120 Ellen Wadmal bildeten die Rechnungseinheit[8]). Bei den alten Germanen dienten neben Waffen, Rinder, Pferde und andere Haustiere als Kaufmittel. Gerichtliche Bußen und Wehrgelder wurden in Vieh und Waffen entrichtet[9]), und noch im 9. Jahrhundert wurde eine Sklavin um ein Pferd, Schild und Lanze in der Abtei Fulda verkauft[10]). Noch in der

[1]) Ilias VI, 235.

[2]) Odyss. I, 185.

[3]) Odyss. I, 431 ff.

[4]) Odyss. XV, 405 ff.

[5]) Pollux, Buch 9, 61. Böckh, Metrolog. Untersuch. S. 122.

[6]) Varro de re rust. II, 1 und Plin. hist. natur. XVIII, 3.

[7]) B. I, 3, 12.

[8]) S. Wildas Strafrecht der Germanen. S. 331 ff.

[9]) Lex Ripuar. 36. Die lex Frisionum add. 11 nennt das Vieh geradezu Geld, indem sie sagt, equam vel quamlibet aliam pecuniam.

[10]) S. Dronke, Cod. diplom. Fuldensis p. 162 und W. Wackernagel, Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen in M. Haupts Zeitschr. für deutsches Altertum. Leipzig 1853. Bd. 9, Heft 3, S. 548 ff.

Gegenwart finden wir den Naturalumsatz bei Völkern, welche entweder noch außer Verbindung mit der zivilisierten Welt stehen oder denen die Natur ihre Arbeit in so geringem Maße lohnt, daß sie wahrscheinlich für immer zu einem beschränkten Dasein verurteilt sind. In Texas dient Mais als Kauf- und Tauschmittel, in Neuseeland Tabak und Schießpulver. In Kiachta wird noch heute chinesischer Tee gegen russische Felle und Fabrikate von vereidigten Maklern verhandelt, und in Island wurde noch vor zwei Jahrzehnten nach Wolle, Talg und Butter beim Tausch gerechnet. Jeder isländische Bauer kam jährlich mehrere Male mit seiner ganzen Familie und mit 8 bis 20 Pferden nach der Stadt Reikiawik und setzte dort seinen ganzen Vorrat von Erzeugnissen nach den polizeilichen Taxen unmittelbar in Gegenstände um, die er zu Hause brauchte.

Daß diesem Naturaltausch bei allen zivilisierten Völkern der Erde der Geldumsatz gefolgt ist, bedarf keines Belegs und ist seit Hoffmanns Lehre vom Gelde auch ziemlich allgemein anerkannt. Nur gegen den Kreditumsatz dürften sich auf den ersten Blick geschichtliche Zweifel erheben, denn die Völker des klassischen Altertums kannten weder Banken[1]) noch Wechsel[2]) noch sonst ein Mittel, den Kredit als all-

---

[1]) Allerdings erwähnt Tacitus, Ann. VI, 17, eine Art Hypothekenbank, aber nur als ein ganz vorübergehendes Institut. Als bei einer Geldkrisis die Kapitalisten den Grundbesitzern ihre Anleihen kündigten und dadurch den Wert des Grundbesitzes herabdrückten und die Besitzer in die größte Geldverlegenheit brachten, leistete der Kaiser dadurch Hilfe, daß er 100 Millionen Sesterzen ($7^1/_4$ Millionen preuß. Taler) anwies, welche auf drei Jahre gegen doppeltes Unterpfand in Liegenschaften von den Grundbesitzern unentgeltlich entlehnt werden konnten. Von einer Erhebung dieses Kapitals durch Obligationen ist ebensowenig die Rede wie von einer dauernden Begründung eines Leihgeschäfts des Staates.

[2]) Was bei Cic. ad Atticum XII, 24: „quaero, quod illi (Ciceroni filio) opus erit Athenis, permutarine possit, an ipsi ferendum sit"; ferner ebd. 27: „nummorum quantum opus erit, ut permutetur tu videbis" und XV, 15: „velim cures, ut permutetur Athenas, quod sit in annuum sumptum ei" vorkommt, beweist nur, daß athenische und römische Wechsel-

gemeine Grundlage des Verkehrs zu benutzen. Zwar hatten die Trapezitae in Athen und die argentarii und nummularii in Rom bereits einen sehr ausgedehnten Geschäftskreis, der mit der Tätigkeit der modernen Banken manche Ähnlichkeit besitzt. Sie nahmen von Privaten Kapitalien entweder unverzinslich[1]) oder gegen mäßigen Zins[2]) in Verwahrung und leisteten Namens der Deponenten auf deren Anweisung[3]) Zahlungen[4]), sie glichen ferner die gegenseitigen Rechnungen ihrer Deponenten durch Ab- und Zuschreiben aus, liehen auf Pfänder und bewilligten in einzelnen Fällen selbst Vorschüsse[5]). Indessen sind dies doch nur erst Anfänge des Kreditverkehrs und von einer weiteren Ausbildung desselben, wie sie die moderne Welt kennt, findet sich im Altertume keine Spur. Ebenso können die sehr vereinzelten Beispiele einer eisernen oder ledernen Kreditmünze, wie wir sie in der jonischen Kolonie der Klazomenier in Kleinasien[6]),

---

häuser in Verbindung standen und sich in einzelnen Fällen gegenseitig die Summen übermittelten oder durch Verrechnung ausglichen, welche Reisende bei ihnen hinterlegten, um sie an dem anderen Orte zu beziehen.

[1]) Als depositum. Beispiele solcher deposita kommen bei Plautus Curc. II, 3, 66—69; III, 1, 66; IV, 3, 3 f. vor.

[2]) Als Creditum.

[3]) Diese schriftliche Anweisung, der englische Scheck, hieß perscriptio.

[4]) Digest. lib. II tit. 13 fr. 9 § 2: nummularii et accipiunt pecuniam et erogant per partes.

[5]) Terent. Phorm. V, 7, 28 ff. Plaut. Epid. I, 2, 40. Vgl. A. Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener. 2. Aufl. Berlin 1851, I, S. 177 ff .und Kraut, De argentariis et nummulariis. Götting. 1826.

[6]) Diese Kolonie war ihren Mietstruppen 20 Talente Sold schuldig, welche sie jährlich mit 20% den Anführern verzinsen mußte; sie schlug deshalb 20 Talente eisernes Geld, legte ihm Silberwert bei, verteilte es an die Reichen, und erhob von diesen dafür den Nominalwert in Silber, womit sie die Schuld abtrug. Da der Staat nicht nur das Eisengeld allmählich gegen Silber wieder einlöste, sondern auch in der Zwischenzeit denen, welche ihr Silber für dieses Geld geliefert hatten, einige Zinsen zahlte, so waren diese Eisenmünzen eigentlich kein Geld, sondern verzinsliche Staatsschuldscheine. S. A. Böckh, Staatshaush. d. Ath. I, 760.

in Byzanz[1]) und in Karthago finden[2]), um so weniger als Beweise eines entwickelten Kreditwesens gelten, als sie überall nur kurze Zeit während besonderer Finanzverlegenheiten des Staates in Gebrauch war.

Aber eben darin besteht ein eigentümlicher Vorzug der modernen Welt vor der des klassischen Altertums und ein wesentlicher Fortschritt der Geschichte, daß man infolge der Ausdehnung des Weltverkehrs und der Anerkennung einer Gleichberechtigung der verschiedenen Staaten und Völker zur allgemeinen Anwendung eines internationalen Kreditgeldes, des Wechsels gelangt ist und zugleich vermöge eines höheren sozialen Lebensprinzips, der Anerkennung der persönlichen Menschenwürde in ihrer Unantastbarkeit und Unabhängigkeit von der Staatsgewalt die Fähigkeit entwickelt hat, auch im inneren Verkehrsleben die Macht des Personalkredits als Umlaufsmittel auszubilden. Der Umstand, daß das Altertum nicht zur Entwicklung des Kreditverkehrs gelangte, kann deshalb ebensowenig einen Grund gegen die geschichtliche Wahrheit der drei genannten Umsatzformen abgeben, als die Tatsache, daß manche Völkerstämme bisher bei der ersten dieser Formen stehen geblieben sind.

Diese drei Wirtschaftsstufen sind nun allerdings nicht streng chronologisch voneinander geschieden, sondern entwickeln sich durch allmähliche Übergänge auseinander. Es geht mit ihnen wie mit allen großen historischen Ideen. Während die eine im Absterben begriffen ist, beginnt die folgende bereits in immer

[1]) Byzanz hatte Eisenmünzen zur Zeit des peloponnesischen Krieges für den inneren Verkehr eingeführt, um das Silber zum auswärtigen Handel, zur Kriegführung und zu den Tributen gebrauchen zu können. Sie unterschieden sich von den Eisenmünzen der Klazomenier dadurch, daß sie keine Zinsen brachten und also als eigentliches Kreditgeld zirkulierten. Ebenso verhielt es sich mit dem Scheingeld von Kupfer, welches in Athen der Feldherr Timotheos im Feldzuge gegen Olynth aus Mangel an Silber prägen ließ. S. Böckh a. a. O. 405 und 774.

[2]) Über das Ledergeld der Karthaginienser, dessen Gebrauch vor der Eroberung Spaniens Aeschines de divitiis c. 24 bezeugt, s. Salmas. de usur. 463. W. Bötticher, Geschichte der Karthag. Berlin 1827. S. 54 und Böckh, a. a. O. S. 774.

größeren Kreisen Macht zu gewinnen. Jede bildet einen Gegensatz zur vorhergehenden, und die vollständige Verwirklichung derselben ist das Resultat eines geschichtlichen Kampfes, in welchem das Alte allmählich von dem Neuen besiegt wird. Während die Geldwirtschaft in einzelnen Brennpunkten des Verkehrs, namentlich in den Städten schon während des Mittelalters ausgebildet war, dauerte in vielen gesellschaftlichen Kreisen und Verhältnissen der Naturalumsatz fort, und Fruchtgefälle, Fruchtzehnten und Naturalbesoldungen waren in Frankreich auf dem Lande noch beim Beginn der ersten französischen Revolution allgemein herrschend, und ihre letzten Reste sind in vielen Staaten Deutschlands erst 1848 zu Grabe getragen worden. Ebenso hat die Kreditwirtschaft an einzelnen Brennpunkten der zivilisierten Welt schon längst begonnen, obgleich die Geldwirtschaft erst am Ende des vorigen Jahrhunderts zur allgemeinen Herrschaft gelangt ist und gegenwärtig noch in den meisten Ländern Europas die vorwiegende Verkehrsform bildet.

Diese verschiedenen Umsatzformen, so weit wir sie bis jetzt kennen gelernt haben, würden aber ohne erhebliche Ausbeute für die Wissenschaft sein, wenn sie nicht weitgreifende Wirkungen auf das ganze soziale Leben der Völker äußerten, und nicht jede derselben eine eigene ökonomische Welt mit selbständiger Organisation und selbständigen Lebensbedingungen begründete. Diese Seite des Gegenstandes soll hier noch in ihren Hauptmomenten erörtert werden.

I.

Die Naturalwirtschaft

setzt einen ökonomischen Zustand voraus, in welchem das Kapital noch keine selbständige nationale Produktivkraft ist, denn alles Kapital entspringt wie das Geld aus dem Überschuß der Produkte über den Bedarf, und wo dieser Überschuß vorhanden ist, beginnt auch der allmähliche Gebrauch des Geldes.

Grundbesitz und menschliche Arbeitskräfte sind daher auch die einzigen Güterquellen, und Arbeit, Grund und Boden und Bodenprodukte die einzigen Gegenstände des Umsatzes. Unter diesen Verhältnissen gibt es nur zwei Klassen der Bevölkerung, Arbeiter und Grundbesitzer, und diese sind entweder identisch, so daß jeder Grundherr seinen Acker selbst bestellt, und jeder Arbeiter zugleich Besitzer ist, oder sie sind verschieden. Im ersteren Fall gewährt die Bevölkerung das Bild einer bäuerlichen Demokratie, wie wir sie in einem großen Teile von Skandinavien während des Mittelalters sehen, einer Demokratie, die nur so lange bestehen kann, als ein großes Gleichmaß des Grundbesitzes vorhanden ist und niemand mehr Land besitzt, als er mit seiner Familie bearbeiten kann.

In letzterem Falle sind beide Klassen der Bevölkerung voneinander abhängig. Der Arbeiter kann ohne Grundbesitzer seine Arbeitskraft nicht verwerten, und der Grundbesitzer ohne Arbeiter sein Land nicht bebauen. Ersterer kauft seinen Lebensbedarf vom letzteren durch Dienste, letzterer die Arbeit des ersteren durch Grund und Boden. Daher entsteht hier mit einer gewissen Naturnotwendigkeit eine lehnsweise Übertragung von Grundeigentum gegen Naturalzinsen oder Dienste. Der Arbeiter, der das Land zur Bebauung empfängt, wird Dienstmann des Grundherrn. Das wechselseitige dauernde Bedürfnis beider bewirkt zugleich, daß dieses Verhältnis einen möglichst festen Charakter annimmt. Die Dienstverträge werden lebenslänglich oder erblich. Der Arbeiter wird an die Scholle gebunden. Er entbehrt das Recht der Freizügigkeit. Er ist nicht nur in seinen Eigentumsrechten, sondern auch in seiner persönlichen Freiheit beschränkt.

Dasselbe Verhältnis, welches sich im Privatleben entwickelt, wiederholt sich im öffentlichen. Auch der Staat kann seine Bedürfnisse nur durch Grundbesitz bestreiten. Er kann Kriegsdienste und die Leistungen öffentlicher Beamten nur durch Übertragung von Land belohnen. Grund und Boden ist sein einziges Zahlmittel. Daher Domänenwirtschaft, Naturalabgaben und ein Lehnsnexus in den mannigfachsten Formen und Abstufungen.

6*

Das Mittelalter, so weit es von der Geldwirtschaft der Städte unberührt blieb und so weit sich nicht jene bäuerliche Demokratie erhielt, zeigt uns diesen Zustand in sehr klarer Weise. Eine durch großen Grundbesitz mächtige Geistlichkeit, gelehrte und ungelehrte Mönche mit reichen Klosterpfründen, Könige und Fürsten mit ausgedehnten Domanial- und Hausgütern und daneben in den unteren Schichten der Gesellschaft verschiedene Grade höriger Arbeiter, die ihren Grundherren Zinsen und Zehnten zahlen oder Frondienste leisten, und in den höheren Kreisen eine Menge neben und übereinander gereihter Gutsherrschaften, welche durch die mannigfachsten Lehns- und Dienstverträge miteinander verbunden waren. Feudum bedeutet ursprünglich Vieh, Geld, Lehn, und die Glosse des Sachsenspiegels[1]) nennt das Lehn einen „Sold der Ritter von des Reiches Gute". In der Tat war auch das Lehn nur eine besondere Art von Arbeitslohn, und so verschieden auch die rechtliche Stellung der Vasallen, Ministerialen und Hörigen war, alle waren Dienstleute, welche für ihre Leistungen Landnutzung als Lohn empfingen. Der ganze Feudalstaat jener Zeit ist nichts weiter als der Staat der ausgebildeten Naturalwirtschaft, in welchem alle öffentlichen wie alle Privatdienste durch Grund und Boden bezahlt werden, und es ist eine Täuschung, wenn man das Lehnswesen für ein ausschließliches Produkt des Mittelalters hält. Jede Nation hat ihre Naturalwirtschaft und mit ihr in der Regel auch ihre feudalen Institutionen gehabt. Wir finden sie bei den Amerikanern vor ihrer Unterjochung durch die Spanier, also vor aller Berührung mit Europa wieder, wir finden sie auch schon bei den Völkern der alten Welt. Allerdings mußte im Altertum die Sklaverei das Bedürfnis zur Begründung von Lehns- und Hörigkeitsverhältnissen vermindern, dennoch gab es bekanntlich in Lakedämon Heloten[2]), in Thessalien Penester, in Kreta

[1]) Bei Homeyer, Bd. II, S. 344: „das lehn ist der rittere solt, der yn zeugefugit ist von des riches gute adir von der herrin eygen durch irer werdigkeyt willen".

[2]) Daß die Heloten ebenso wie die Hörigen des Mittelalters an das Gut gebunden waren, welches sie gegen Abgabe bestimmter Naturalien bebauten und von den Grundbesitzern nicht ver-

Klaroten[1]), lauter hörige Feldarbeiter, welche die Erbleihegüter ihrer Grundherren bebauten und Naturalzinsen zahlten. Und die altitalische Klientel ist ebenso ein Lehnsinstitut wie der erst zur Zeit Konstantins in den römischen Rechtsbüchern auftauchende, aber ohne Zweifel althergebrachte Kolonat der unterworfenen Völkerschaften in den Provinzen des römischen Reiches, so wenig auch zwischen beiden Instituten ein historischer Zusammenhang stattgefunden hat.

Das mittelalterliche Lehnswesen ist nur dadurch von den analogen Erscheinungen des Altertums verschieden, daß es gleichzeitig alle europäischen Staaten mit wenigen Ausnahmen von den untersten Lebenskreisen bis zur Spitze durchdrang und durch die kirchlichen und rechtlichen Anschauungen jener Zeit nach und nach auch theoretisch zu einem besonderen großartigen Rechtssystem ausgebildet wurde. Im Altertum ist der Lehnsnexus nur ein lokales Verhältnis, im Mittelalter wird er ein nationales und sogar ein völkerrechtliches.

So wie nun aber das Lehns- und Dienstwesen lediglich eine Wirkung nationalökonomischer Ursachen ist, so übt es auch wieder umgekehrt eine mächtige Rückwirkung auf das ökonomische Leben der Völker aus.

Da jeder Arbeiter an den Boden gebunden ist, den er bebaut, so herrscht keine freie Verbindung der Produktivkräfte, keine freie Konkurrenz, kein Wetteifer persönlicher Anstrengungen und Leistungen. Jedem ist seine Stelle dauernd gegeben ohne Rücksicht auf Fähigkeit und Neigung. Er tut die Arbeit, die er ererbt hat, nur weil und so weit er sie tun muß.

---

kauft werden durfte, wird von Strabo VIII, 365 ausdrücklich bezeugt. Der einzige Unterschied zwischen den spartanischen und mittelalterlichen Heloten bestand darin, daß die ersteren Staatshörige waren, deren Dienste und Rechte durch den Staat festgesetzt waren, während die Hörigkeit im Mittelalter privatrechtlicher Natur war. Vgl. Schömann, Griech. Altertümer I, 195 ff.

[1]) Vgl. die übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Arten leibeigener Bauern in Griechenland bei Schömann a. a. O. S. 136 ff.

Die Unmöglichkeit, seine Lage zu verändern und zu verbessern, erstickt den Trieb, sich zu vervollkommnen.

Daher der langsame, einförmige Gang aller Produktionszweige. Jahrhunderte lang bebaut man den Boden auf dieselbe Weise. Überall herrscht dieselbe Trägheit und Schwerfälligkeit, überall dieselbe von den Vätern überkommene Betriebsart, dieselbe Stabilität aller Lebens- und Arbeitsverhältnisse. Mit dieser Unvollkommenheit der Produktion ist notwendig eine äußerst geringe Vermehrung des Kapitals und des Nationalreichtums verbunden. Weder die Dienste, mit denen der Arbeiter seine Lebensverhältnisse kauft, noch der Grund und Boden, das Zahlmittel des besitzenden Standes, sind versendbar und aufsammlungsfähig. Jede von beiden Klassen der Bevölkerung kann nur in nächster Umgebung unmittelbar von der anderen kaufen, was der Augenblick erfordert. Auch das, was beide Klassen mit jenen Kaufmitteln erwerben, Früchte, Vieh, Kleidungsstücke usw., ist schnell vergänglich und nicht aufbewahrungsfähig. Der Mensch kann deshalb nicht für die Zukunft sparen; er kann Überfluß und Mangel weder in der Zeit noch im Raume ausgleichen, er lebt nur für den Moment. Nach glücklichen Ernten hat er Überfluß, nach ungünstigen leidet er Mangel. Er hängt mit seinem Erwerbe ganz von der Gunst oder Ungunst des Himmels ab, er ist noch ein Sklave der Natur. Daher ein ungeheures Schwanken der Fruchtpreise, das im Mittelalter so groß ist, daß in England 1289 der Preis des Weizens das 192fache des Preises von 1270 betrug[1]). Daher die häufige Hungersnot und infolge dessen die vielen verheerenden Krankheiten. Daher bei gleichartigen und unbeweglichen Lebensverhältnissen der unendliche Wechsel der Lage der arbeitenden Klassen. Es fehlt zwar nicht an Kampf um den Besitz, und die Gewalt des Stärkeren kann einen kleinen Teil der Bevölkerung zu großen, mächtigen Grundherren machen, aber das allgemeine Los der Völker auf dieser nationalökonomischen Entwicklungsstufe ist notwendig Armut und Elend.

[1]) S. meine Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft I, 192.

II.

Die Geldwirtschaft.

Erst die Geldwirtschaft hebt allmählich diesen Notstand auf. In den edeln Metallen gewinnen die Völker ein ökonomisches Gut, welches wegen seiner physikalischen Eigenschaften in einem höheren Grade als jedes andere die Fähigkeit besitzt, nicht nur als Wertmaß aller Dinge, sondern auch als allgemeines Kaufmittel zu dienen.

Abgesehen von der Schönheit ihrer Farbe und der Stärke ihres Glanzes, übertreffen Gold und Silber alle anderen Körper durch ihre Unveränderlichkeit unter dem Einfluß auf sie wirkender Naturkräfte. Übergoldete Verzierungen, welche fortwährend der Luft ausgesetzt sind, bleiben Jahrhunderte lang glänzend. Goldmünzen, welche Jahrtausende unter der Erde gelegen, haben die Schärfe ihres Gepräges noch nicht verloren, und Goldgefäße, wenn sie nicht durch mechanische Reibung abgenutzt werden, sind von ewiger Dauer.

Zugleich besitzen Gold und Silber eine große Zähigkeit und sind die geschmeidigsten und dehnbarsten Metalle. Das dünnste Blattgold hat nur eine Dicke von $1/_{23000}$ Linie, und ein Silberstab von 15 Linien ($1^1/_2$ Zoll) Stärke und 22 Zoll Länge mit 2 Lot Gold überzogen, läßt sich zu einem vergoldeten Draht strecken, der 55 geogr. Meilen durchläuft. Ihre Verarbeitung zu Schmucksachen und Geschirren ist daher mit den geringsten Schwierigkeiten verbunden. Sie sind ferner vortreffliche Leiter der Elektrizität und die besten Wärmeleiter; in derselben Zeit, in welcher ein Stück Eisen 3743 Wärmegraden den Durchgang durch seine Substanz gestattet, gehen durch ein Stück Silber von gleicher Dicke 9730 und durch ein gleich starkes Stück Gold 10 000 Wärmegrade.

Endlich sind sie nicht nur ohne Veränderung ihrer Natur beliebig teilbar, sondern ihre Teile lassen sich auch mit dem geringsten Aufwand von Arbeit und Kapital und mit dem geringsten Verlust wieder zu Ganzen vereinigen.

In einzelnen dieser Eigenschaften werden sie allerdings von anderen Stoffen übertroffen oder erreicht, aber keiner besitzt sämtliche Eigenschaften vereinigt. Die Unveränderlichkeit teilen Gold und Silber mit dem Diamanten, aber der Diamant ist weder dehnbar noch teilbar; seine einzelnen Stücke besitzen nicht den Wert des Ganzen. In der Form von Gefäßen und Geschirren werden sie durch Glas und Porzellan ersetzt, aber beide Stoffe sind nicht dauerhaft. An Zähigkeit werden sie besonders vom Eisen übertroffen. Ein zylindrischer Golddraht von 2 Millimeter Durchmesser zerreißt bei einer Belastung von 68 Kilogramm, ein Silberdraht von gleicher Stärke bei einer Belastung von 85 Kilogramm und der Eisendraht erst bei einer Belastung von 250 Kilogramm, aber das Eisen verliert in Luft und Wasser seinen Glanz und rostet.

Das Zusammentreffen der genannten Vorzüge macht Gold und Silber zu den brauchbarsten Stoffen, welche der menschlichen Technik zu Gebote stehen, und begründet in Verbindung mit der Seltenheit beider Metalle ihre Kostbarkeit. Diese ist aber wieder Ursache zweier ökonomischer Vorzüge, der großen Transportabilität und der Fähigkeit, überall auf der Erdoberfläche in völlig gleicher Reinheit und Güte hergestellt zu werden. Denn da die Scheidungskosten bei allen Metallen ziemlich gleichviel betragen, so stehen sie mit dem Metallwert ebenso wie die Transportkosten im umgekehrten Verhältnis und erreichen beim Gold ein kaum nennenswertes Minimum. Während sie bei dem Kupfer auf dem heutigen Standpunkte der Technik den ganzen Metallwert erreichen, betragen sie beim Silber nur ungefähr 2% und beim Gold nur 1/3% des Wertes.

Durch das Zusammenwirken aller dieser Vorzüge werden die edeln Metalle im hohen Grade unabhängig von Zeit und Raum und erhalten gleichsam einen kosmopolitischen Charakter. Sie werden namentlich in der Form der Münze zu dem allgemeinsten Gute, das allen anderen Gütern als Normalgut gegenübertritt, das überall möglichst gleichen Wert besitzt, überall gilt und überall die Fähigkeit in sich trägt, als Anweisung auf alle anderen Güter, als Geld zu dienen.

Durch Einführung dieses neuen Tausch- und Kaufmittels wird nun ein aufbewahrungsfähiges Gut erworben, in welches Jeder die vergänglichen Früchte seines Fleißes umsetzen kann. Die Konsumtion ist nicht mehr an den Moment gebunden. Das Geld dient als Sparkasse, in der die Überschüsse der Arbeitsprodukte über den augenblicklichen Bedarf angelegt und für eine zukünftige Verwendung aufgesammelt werden können. Es wird dadurch Grundlage und Hebel zur Entwicklung eines Nationalkapitals, und fügt somit zu den beiden nationalen Produktivkräften, welche in der Naturalwirtschaft fast ausschließlich herrschen, der Naturkraft und der menschlichen Arbeitskraft, als dritte die Kapitalkraft hinzu, welche mit der fortschreitenden Ausdehnung der Geldwirtschaft im großen Produktionsprozesse der Völker immer einflußreicher und mächtiger wird.

Hierdurch entwickelt sich neben den beiden vorhandenen Klassen der Bevölkerung eine dritte, die der Kapitalisten, der Besitzer beweglichen Eigentums, und die Grundherren verlieren ihr Besitzmonopol. Es entsteht so nicht nur eine neue soziale Macht den Grundherren gegenüber, sondern es verändert sich auch die Stellung der Arbeitsklasse. Der Arbeiter ist nicht mehr an den Grundherrn ausschließlich gebunden, er kann seine Arbeitskraft der Fruchtbarmachung des Kapitals zuwenden und in den Dienst des Kapitalbesitzers treten. Es eröffnet sich ihm hier eine große neue Laufbahn, in der er sich von der Scholle, an die ihn die Naturalwirtschaft gefesselt hatte, befreien und eine selbständige Existenz erringen kann. Von dem Kapitalisten empfängt er nicht mehr Landnutzung als Lohn seiner Arbeit, sondern Geld. Das Geld ist aber versendbar; seine Verwendung ist an keinen Ort gebunden. Dadurch erweitert sich die ökonomische Fähigkeit des Arbeiters. Er kann mit seinem Lohn jede Ware und jeden Dienst ohne Rücksicht auf Zeit und Örtlichkeit erwerben, die den Preis desselben nicht übersteigt; er kann in entfernten Gegenden kaufen und Bedürfnisse befriedigen, für die ihm vorher kein Mittel zu Gebote standen. Er kann auch seinen Lohn aufsparen und Kapital sammeln und so

selbst allmählich in die Reihen der besitzenden Klassen eintreten.

Das Kapital ist nicht wie der Grund und Boden auf feste Grenzen beschränkt, es ist unendlich vermehrbar. Während die Grundbesitzer eine geschlossene Kaste bilden, in welche nur der eintreten kann, der von den vorhandenen Mitgliedern dieser Kaste Besitz erwirkt, ist die Zahl der Kapitalbesitzer durch nichts beschränkt. Zu dem vorhandenen Kapital kann immer neues wachsen, und zu den vorhandenen Kapitalbesitzern können immer neue treten. Jeder hat freien Zugang. Das Geld befreit den Arbeiter auf diese Weise nicht nur von der Untertänigkeit unter einen Grundherrn, es bildet auch das Mittel, durch welches er aus einem dienenden Arbeiter zum Besitzer werden kann[1].

[1]) Der Befreiungsprozeß, durch welchen die hörigen Arbeiter im Mittelalter aus dem Zwangsdienste der Grundherren in den freien Dienst der Kapitalisten traten und nach und nach selbst Kapitalbesitzer wurden, begann mit der Niederlassung der Hörigen in den Städten, die Schutzanstalten der freien Arbeit waren. Die ältesten Stadtrechte, wie das Freiburger, enthalten sämtlich den Grundsatz, daß jeder Hörige, der ein Jahr und einen Tag in der Stadt wohnt, von keinem Grundherrn zurückgefordert werden kann, sondern in der Stadt als freier Mann zu verbleiben berechtigt ist („Omnis qui venit ad hunc locum libere sedebit, nisi fuerit proprius alicuius et confessus fuerit dominum; tunc dominus septem proximis cognatis suis probabit eum esse eius et tunc habebit eum. Quicunque in hac civitate diem et annum nullo reclamante permanserit, secura de cetero gaudebit libertate" bei Schreiber, Die älteste Verfassungsurkunde der Stadt Freiburg 1833, S. 31). Die Grundherren suchten zwar durch Reichsgesetze diese Aufnahme der Hörigen von Seiten der Städte zu verhindern (s. Frid. II. constit. von 1231 in Pertz, Mon. leg. P. II, p. 282: „ut principum, nobilium ministerialium, ecclesiarum homines proprii non recipiantur in civitatibus nostris"), aber die Städte behaupteten ihr Recht. S. die kaiserliche Urkunde für Wien vom Jahre 1278 in (Cambachers) Österr. Interregnum. Wien 1773. Urkundenbuch Nr. 91: „Ceterum — statuimus, ut omnes incolae et aduenae cuiuscunque conditionis fuerint, ibidem inhabitare volentes, in nostra et imperii dominatione sub tuta et libera lege, ab omni servili conditione liberi vitam agant — secundum iura et approbatas consuetudines civitatis."

Aber auch die Lage derjenigen Arbeiter, welche noch im Dienste der Grundherren verbleiben, wird durch das Geld wesentlich umgestaltet. Der Grundbesitzer, der nunmehr seine Bodenprodukte in Geld verwertet, empfängt in diesem Gegenwert ein kapitalisierungsfähiges Gut und zugleich ein weit bequemeres Zahlmittel, als seine Grundstücke gewährten. Er kann nun anfangen, auf die Landwirtschaft Kapital zu verwenden und den Bebauern seiner Felder Zeitlohn in Geld zu zahlen, und wird dadurch in den Stand gesetzt, tüchtige Arbeitskräfte auszuwählen und untüchtige zu entlassen. Sein Grundbesitz verspricht ihm unter den Händen freier Arbeiter, welche um Tagelohn dienen, einen weit höheren Ertrag als in den Händen von Frönern. Ohnehin stimmen die fixierten Dienstleistungen der Hörigen nicht mehr mit den Bedürfnissen eines verbesserten Betriebes überein. Daher treibt das eigene Interesse den Grundherrn, seine festen und erblichen Kontrakte zu lösen und die Fesseln beseitigen zu helfen, welche die Naturalwirtschaft um den Landarbeiter geschlungen hat. Die Grundlasten und Frondienste werden in Geld verwandelt und nach und nach abgelöst oder wie in der französischen Revolution auf dem Wege der Gewalt abgeschafft. Der Arbeiter wird aus einem Hörigen entweder freier Bauer oder freier Knecht und Tagelöhner, der nicht mehr an den Boden gekettet ist, sondern nach Belieben seinen Brotherrn wechseln und diejenige Arbeit aufsuchen kann, die seinen Fähigkeiten und Neigungen am meisten entspricht. Der Gebundenheit und Unbeweglichkeit der Arbeitskräfte folgt ungehemmte Zirkulation und freie Konkurrenz derselben. Jeder erhält Raum, seine Anlagen und Talente zu entwickeln. Jeder strebt nach der geeignetsten Stelle, an der er seine Leistungen am besten verwerten kann. Jeder sucht sich zu vervollkommnen und eine erhöhte Lebensstellung zu erringen. Neben der mechanischen Arbeit des Menschen beginnen auch seine sittlichen und geistigen Eigenschaften, sein Fleiß und seine Intelligenz zu produzieren. An die Stelle der Schlaffheit tritt Tatkraft; an die Stelle des starren Festhaltens am Alten und Gewohnten tritt Beweglichkeit und Streb-

samkeit. An die Stelle der Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit tritt eine große Mannigfaltigkeit aller menschlichen Produktivkräfte und eine Abstufung der Gesellschaft nach dem Talent.

Aber nicht bloß die Menschen werden durch das Geld beweglich, auch das von Natur Unbewegliche, der Grund und Boden, wird allmählich in den neuen Strom des Verkehrs mit fortgerissen und nimmt die Beweglichkeit des Geldes an. Durch die Ablösung der Naturallasten werden die bäuerlichen Grundstücke frei. Der kleine Besitzer kann über sie verfügen wie über eine bewegliche Sache, er kann sie nach Bedürfnis verpfänden, teilen, veräußern. Für den großen Grundherrn erwächst ein größerer Vorteil, wenn er sich des Überflusses seines Besitzes entledigt. Das Land ist für ihn nicht mehr ausschließliches Kaufmittel; es hat für ihn nur Wert, so weit es Produkte hervorbringt; was er nicht vorteilhaft bewirtschaften kann, bringt ihm höheren Ertrag durch Umsatz in bewegliches Kapital. Ohnehin erfordert die Konkurrenz Kapitalaufwand zur Verbesserung des Betriebes. Die Aufhebung des Lehnswesens und die Einführung der Teilbarkeit alles Grundbesitzes liegen daher ebenso sehr im Interesse der Grundherren wie in dem der übrigen Bevölkerung. Daher verschwinden mit der Verbreitung der Geldwirtschaft immer mehr Majorate, Minorate und überhaupt alle Arten geschlossener Güter. Der Grund und Boden bleibt nicht mehr in denselben Händen, er wandert wie das bewegliche Kapital und geht in die Hände über, die ihn zur Zeit am vollkommensten bewirtschaften können.

So entsteht in der Geldwirtschaft nicht nur eine Vermehrung der bestehenden, sondern auch eine vollständige Umgestaltung der vorhandenen Produktivkräfte, und damit ändert sich auch der ganze Produktionsprozeß der Völker.

In den Gewerben der Rohstofferzeugung beginnt ein durch wissenschaftliche Einsicht geleiteter Betrieb, der den Boden zu höherem Ertrag nötigt und je nach der Örtlichkeit verschiedene Wege einschlägt, die Hindernisse der Natur zu überwinden. Durch vermehrten Aufwand von Kapital- und Menschenkräften

werden überflüssige Wälder ausgerodet, Weiden in Wiesen verwandelt, Wiesen durch künstliche Bewässerungssysteme ertragsfähiger gemacht, Sümpfe zu fruchtbaren Feldern umgeschaffen, Haustiere und Pflanzen veredelt und überhaupt die unzähligen Vervollkommnungen erzielt, welche die europäische Bodenkultur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach und nach errungen hat.

Gleichzeitig löst sich die Technik von der Landwirtschaft los. Während in der Naturalwirtschaft der Bauer seine Wolle selbst verspann und verwebte, entsteht jetzt eine Arbeitsteilung zwischen den Gewerben der Stofferzeugung und Stoffveredelung, und die letzteren schreiten nach und nach von dem einfachen Handelsbetriebe zur Fabrikation in größtem Stile fort. Die Arbeitsteilung der Fabriken nötigt zur Freiheit des Gewerbebetriebs und führt zu neuen Erfindungen und zur größeren Wohlfeilheit der Produktion und der Produkte, die Wohlfeilheit zu stärkerer Nachfrage und zu massenhafterem Betrieb. Die Wissenschaft tritt in enge Verbindung mit der Technik. Die Naturkräfte werden auch in der Industrie immer mehr dem Menschen dienstbar. An die Stelle der mechanischen Arbeit des Menschen treten Maschinen und vervielfältigen seine Produktionskraft.

Gleichzeitig vervollkommnet sich der Prozeß der Güterverteilung. Die Münze macht beim Umsatz eine genauere und schnellere Ausgleichung möglich und beschleunigt daher die Zirkulation. Der Handel bildet sich infolge der Arbeitsteilung immer mehr zu einem selbständigen Gewerbe aus. Die Kommunikationswege und Transportmittel werden vollkommener. Gegenden, welche bisher ohne Verkehr nebeneinander lebten, können ihren Mangel und ihren Überfluß ausgleichen und sich wechselseitig ihre ökonomische Lage verbessern. Fruchtpreise, Tagelohn und Zinsfuß werden gleichmäßiger, Notjahre seltener. An die Stelle der Armut tritt Wohlstand. Mit dem Wohlstand wächst die Bevölkerung und ihre Genuß- und Bildungsfähigkeit. Die ganze Nation bekommt einen schnelleren Blutumlauf. Nicht nur der Austausch der Produkte, auch der Austausch der Interessen, Ansichten und

Gesinnungen wird beflügelt. Alle sozialen Pulse schlagen schneller, und dieselbe rasche Zirkulation, welche die Verkehrswelt ergreift, herrscht auch in der Ideen- und Gedankenwelt.

Aber nicht nur in dem wirtschaftlichen Leben des Volkes zeigt sich die Macht des Geldes; auch der Staat wird durch sie umgestaltet. Neben der in der Naturalwirtschaft allein berechtigten Grund- und Lehns-Aristokratie entwickelt sich in der Bevölkerung eine Geld- und Kapitalmacht, welche immer mehr ihre Interessen zur Geltung bringt und nach der gleichen Teilnahme am Staate und der Gesetzgebung ringt. An die Stelle der Lehnsstände treten politische Körper, in denen auch das bewegliche Vermögen und die gewerblichen Stände ihre Vertretung finden. An die Stelle der Kriegspflicht der Vasallen tritt der Söldnerdienst oder die bürgerliche Wehrpflicht, an die Stelle des erblichen Staats- und Hofamtes, welches an das Lehn geknüpft war, der besoldete Staatsdienst, der auf der persönlichen Tüchtigkeit beruht, und an die Stelle der Standesgerichte allgemeine Staatsgerichtshöfe. Die Domänenwirtschaft und die Naturallieferungen werden durch Steuersysteme verdrängt, welche jeden Bürger zu regelmäßigen Geldleistungen an den Staat verpflichten; und mit dieser allgemeinen Steuerpflicht der Bürger und dem Steuerrecht des Staates wachsen und erweitern sich auch die Zwecke und Aufgaben des Staates.

Mit diesen Lichtseiten der neuen ökonomischen Bildungsstufe entwickeln sich aber auch allmählich Schattenseiten, die um so stärker hervortreten, je mehr diese Wirtschaftsform ihre Herrschaft ausdehnt. Dieselbe Macht des Geldes, welche den Arbeiter von seiner Scholle befreite, die Frondienste und bäuerlichen Lasten aufhob und die Bande des Lehnsnexus löste, dieselbe Macht stellt den Arbeiter wie jede industrielle Kraft auf sich selbst, isoliert ihn, reißt ihn von dem Interesse des anderen los und wirft ihn in den Strudel der allgemeinen Konkurrenz. In der Naturalwirtschaft hatte der Grundherr noch ein Interesse an dem Arbeiter; er konnte ohne denselben nicht bestehen; er konnte ohne denselben seine Felder


Cover!

nicht bestellen; er mußte für ihn sorgen, um ihn nicht zu verlieren. Jeder Unfall des Arbeiters fiel auf den Herrn zurück. Beider Interessen, beider Wohl und Wehe waren eng verbunden. In der Geldwirtschaft kann der Grund- und Fabrikherr jeden Arbeiterverlust durch andere Arbeiter ersetzen, er kann sich für seinen Geldlohn die einträglichsten Arbeitskräfte auswählen, er kann sie in ihren gesunden Tagen benutzen und im Alter sich selbst überlassen. Jeder einzelne steht allein, jeder kann seine egoistischen Interessen ungehindert verfolgen. Das Talent erdrückt den weniger Begabten, der große Kapitalist den kleinen, der kleine den Besitzlosen. Es entwickelt sich ein Kampf aller sozialen Kräfte, der zu einer Geld- und Kapitalherrschaft führt, welche die neue Beweglichkeit des Lebens zu ihren Gunsten ausbeutet, ein Kampf, der, soweit er nicht in der öffentlichen Moralität des Volkes Schranken findet, mit der Niederlage des Schwächeren, mit dem Proletariat endigt.

So entsteht wiederum ein neues geldwirtschaftliches Elend, und für dieses gewährt nur die dritte Wirtschaftsform, die Kreditwirtschaft, Heilmittel.

III.

Die Kreditwirtschaft.

Kredit ist das Vertrauen in die Erfüllung eines gegebenen Versprechens und zugleich die Summe von Eigenschaften, welche dieses Vertrauen begründen. Bezieht sich das Versprechen auf eine Zahlung, so wird der Kredit Stellvertreter des Tauschmittels, er bewirkt Umsätze, er erhält die Macht des Geldes, wird selbst Geld.

Vom Metallgeld unterscheidet er sich in seinen nächsten Wirkungen dadurch, daß er nicht wie jenes den Umsatz bis zu seiner Vollendung sofort vollzieht. Er begründet vielmehr ein Schuldverhältnis, das durch eine Urkunde, durch ein Kreditpapier oder auch nur durch Eintragung in die Geschäftsbücher konstatiert werden kann. Er zerlegt daher den Umsatz in zwei Momente, in den Moment, wo ein Wertgegenstand in

die Hand des Käufers übergeht, und in den Moment, wo ein Äquivalent dieses Wertes dem Käufer wiedererstattet und die Schuld getilgt wird, oder mit anderen Worten: er vereinigt zwei Umsätze verschiedener Zeiten in der Weise, daß jeder dieser beiden Umsätze nur als Moment eines einzigen Umsatzes erscheint. Der Kredit verbindet daher Käufer und Verkäufer so lange miteinander, als das Schuldverhältnis dauert. Während das Metallgeld nach vollzogenem Umsatz die Menschen sofort wieder voneinander löst, knüpft das Zahlmittel des Kredits die Menschen aneinander, verpflichtet sie gegenseitig und erzeugt eine Reihe von Assoziationen, die einerseits in dem gegenseitigen Vertrauen wurzeln, andererseits wieder ein gegenseitiges Interesse aneinander hervorrufen.

Der Kredit ist ferner ein vollkommeneres Umsatzmittel als das Metallgeld. Er erspart jeder Nation die Zeit und die Arbeit der Geldauszahlung und des Geldtransports, er erspart ferner das Geld selbst, und da jede Nation ihren Geldbedarf erst durch Arbeit oder Arbeitsprodukte erkaufen muß, der Kredit aber als ideale Macht nicht durch materielle Güter erworben wird, so erspart der Kredit jeder Nation so viel Werte, als er Metallgeld ersetzt, und vermehrt dadurch das Nationalkapital.

Die Geldkraft des Kredits wird in der augenscheinlichsten Weise durch zwei Institute wirksam, durch den Wechsel für den internationalen Verkehr und durch die Banken für den nationalen Verkehr. Der Umfang der durch beide Institute möglichen Kreditumsätze kann aus der Tatsache bemessen werden, daß nach den zuverlässigsten statistischen Ermittelungen in Großbritannien noch nicht 40 Millionen L. St. Metallgeld zirkulieren, daß aber die Notenzirkulation trotz der Peelschen Beschränkung zwischen 34 und 40 Millionen L. St. schwankt, und die gleichzeitige Wechselzirkulation sich auf die Summe von 120 Millionen L. St.[1]) beläuft, so daß die Summe des umlaufenden Kreditgeldes ohne die Schecks beinahe

[1]) Vgl. J. St. Mill, Grundsätze der pol. Ökonomie von Soetbeer I, S. 576 und II, 659.

das Vierfache des zirkulierenden Metallgeldes beträgt. Ein ebensogroßer, und wahrscheinlich weit größerer, wenn auch weniger sichtbarer und in Zahlen bemeßbarer Umsatz findet aber auch ohne Vermittlung dieser beiden Institute statt, sei es durch einfache Eintragung in die Geschäftsbücher, sei es durch schriftliche Anerkennung, sei es endlich durch gegenseitige Verrechnung.

Wie der deutsche Buchhandel alle wechselseitigen Bücher- und Musikalienumsätze nur in seinen Geschäftsbüchern verzeichnet und erst am Schlusse des Jahres in der Buchhändlermesse gegenseitige Abrechnung hält[1]), so können Tausende von Geschäftsleuten im Kontokorrent-Verhältnis zueinander stehen und sich im Laufe des Jahres einander Werte liefern, für die niemals Zahlung geleistet wird. Am Schlusse des Jahres wird die laufende Rechnung abgeschlossen, die Wertbeträge der Lieferungen und Gegenlieferungen werden gegenüber gestellt, und der Überschuß der einen oder der anderen wird als Saldo auf die neue Rechnung übertragen. Will man sich von der ungeheueren Wertsumme der auf diese Weise teils jetzt schon bewirkten teils noch möglichen Kreditumsätze einen Begriff machen, so muß man sich die im Produktionsprozesse der Gegenwart herrschende außerordentliche Arbeitsteilung vergegenwärtigen, aus welcher die vollendeten Produkte des menschlichen Fleißes hervorgehen. Der allergeringste Teil der produzierten Werte wird von einer Hand oder durch einen gewerblichen Prozeß unmittelbar vollendet. Bei weitem die meisten wandern durch eine lange Reihe von Produzenten hindurch. Jeder empfängt das Produkt seines Vorgängers, fügt seine Arbeit hinzu und überträgt es

[1]) Der deutsche Buchhändlerverein würde sich ein Verdienst um die Wissenschaft der Nationalökonomie erwerben, wenn er jedes Jahr eine Statistik der gegenseitigen Jahres-Umsätze mit Unterscheidung der Forderungen, welche durch Gegenforderungen und derer, welche durch Baarzahlung ausgeglichen werden, aufstellte und das Resultat dieser statistischen Zusammenstellung veröffentlichte. Es würde sich zugleich aus diesen Zusammenstellungen ergeben, ob und in welchem Grade der Aufwand für literarische Bedürfnisse fortschreitet.

wieder seinem Nachfolger zu weiterer Bearbeitung. Jeder leiht mit der einen und entlehnt mit der anderen Hand. Der Produzent von Rohstoffen schießt diese dem Fabrikanten vor, der ihnen die erste Form gibt und seinerseits wieder die Arbeitsinstrumente entlehnt; der Fabrikant überbringt die bearbeiteten Rohstoffe einem Dritten, der ihnen eine neue Form verleiht und sie dann unter gleichen Bedingungen einem Vierten übergibt, aus dessen Besitz sie wieder in vollkommenerer Gestalt in den eines Fünften übergehen, bis sie endlich aus den Händen desjenigen, der ihnen die letzte Form erteilt hat, als vollendete, den menschlichen Bedürfnissen entsprechende Ware in die Hände des Großhändlers gelangen, um aus dessen Niederlage entweder in den Welthandel oder in den Kaufladen des Kleinhändlers zu wandern, von dem sie schließlich der Konsument bezieht.

Alle diese Übertragungen, die sich auf das Mannigfaltigste durchkreuzen und mit jedem Fortschritt der Produktion und des Verkehrs wachsen, bieten der Geldkraft des Kredits einen um so größeren Raum der Entfaltung, als sie auch durch einfache schriftliche Zahlungsversprechen bescheinigt werden können, welche die Eigenschaft besitzen, in der Hand ihrer Empfänger sofort wieder als Kaufmittel für wirkliche Werte zu dienen, so daß mit Hilfe dieser kaufmännischen Kreditpapiere dem Gewerbetreibenden die Möglichkeit gegeben wird, neben den Werten, die er vom Anderen auf Kredit empfängt, auch diejenigen Werte, die er Anderen auf Kredit gibt, sich gleichzeitig nutzbar zu machen.

So lange indessen in den Augen des Publikums nur derjenige Vertrauen genießt, welcher hinreichenden Besitz hat, um für den von ihm erkauften oder entlehnten Wert nötigenfalls volle Realbürgschaft leisten zu können, so lange ist die Macht des Kredits als Geld immer noch eine beschränkte. Allerdings gewährt schon dieser Realkredit der Nationalwirtschaft alle Vorteile eines vollkommensten und wohlfeilsten Umlaufsmittels und steigert zugleich in ganz außerordentlichem Grade die produktive Kraft aller gewerblichen Klassen, aber er bleibt nur ein Privilegium des wohlhabenden Teils der Bevölkerung.

Die Geldfähigkeit des Kredits erstreckt sich aber unendlich viel weiter. Es gibt nicht nur einen Kredit für den, der etwas hat, sondern auch für den, der etwas ist. Auch die sittlichen Eigenschaften der Menschen können den Kredit begründen und dem Verkäufer oder Darleiher als hinreichende Bürgschaft für die Wiedererstattung seiner Werte gelten. Es kann ein Umsatz im Vertrauen auf die künftigen Leistungen eines Menschen stattfinden. Wird dieser persönliche oder vielmehr moralische Kredit ausgebildet und durch Bank- oder Kreditinstitute, wie die gegenwärtigen Spar- und Leihkassen der Schweiz oder die deutschen Vorschuß- und Kreditgenossenschaften, realisiert, so hört das Monopol der Kapitalisten, die Kluft zwischen Eigentümern und Nichteigentümern auf. Der moralische Wert des Menschen erhält die Kraft des Kapitals. Die Besitzfähigkeit wird auch auf den Besitzlosen übertragen. Der redliche und befähigte Arbeiter ist ebenso wie der Kapitalist imstande, selbst Unternehmer zu werden und außer seinem Arbeitslohne eine Besitzrente zu beziehen. Die Banken übernehmen auf diese Weise die Funktionen des Herzens im gesellschaftlichen Organismus; sie sammeln alle müßigen Kapitalkräfte, um sie schleunigst nach allen bedürftigen Punkten des Organismus wieder zu verteilen. Sie werden Assekurranzinstitute zwischen dem Reichen und dem Armen. Der erstere wird durch sie der gesellschaftliche Erzieher des letzteren und trägt die moralischen Verpflichtungen ab, welche die Wohltat des Besitzes in der Gesellschaft ihm auferlegt.

Die Naturalwirtschaft hatte die Menschen durch äußerliche, sinnliche Bande aneinander gefesselt, aber dadurch die Entwicklung einer frischen, freien Saftströmung in dem Organismus der Völker gehemmt; die Geldwirtschaft hatte jene Fesseln gesprengt und die Menschen zu neuer Kraft und neuem Leben erweckt, aber eine selbstsüchtige Interessen-Ökonomie geschaffen und die ganze Gesellschaft in lauter Atome aufgelöst. Die Kreditwirtschaft verbindet die Menschen wieder durch geistige und sittliche Bande; sie vereinigt die größte Beweglichkeit mit der innern Festigkeit, sie verallgemeinert die Kapitalkraft der

Nation, sie arbeitet an der Beseitigung des Proletariats und ruft so eine ökonomische Lebensordnung hervor, welche die Vorteile der beiden früheren wirtschaftlichen Entwicklungsepochen miteinander verbindet.

Allerdings kann diese Lebensordnung nicht durch einzelne Institute konstruiert werden. Der Kredit ist eine geistige und sittliche Macht wie die Wissenschaft; er beruht auf der Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, auf dem gegenseitigen Vertrauen, überhaupt auf der öffentlichen Moral des Volkes. Wo diese nicht vorhanden ist, da helfen weder Banken noch Kreditpapiere. Die letzteren können ebenso gut Zeichen des Kredits wie des Mißkredits sein, sie sind nur Organe des Kredits wie die Druckbogen Organe der Wissenschaft sind, und ebenso wenig als die Masse der jährlich gedruckten Bogen die Höhe der wissenschaftlichen Kultur eines Volkes bekundet, ebensowenig zeigt die Masse von Banknoten oder Papiergeld den Grad an, bis zu welchem die Macht des Kredits entwickelt ist. Am allerwenigsten sind Börsenspiel, Differenzgeschäfte und ähnliche unmoralische Spekulationen auf den Verlust Anderer Zeichen vorhandener Kreditwirtschaft; sie sind vielmehr nur Auswüchse der Geldwirtschaft und vernichten gerade den Kredit.

Daher ist die dritte Wirtschaftsform nicht überall realisierbar, sie hat ihre notwendigen Voraussetzungen, sie kann sich nur auf einer hohen Kulturstufe der Völker entfalten, aber sie ist für die zivilisiertesten Länder Europas die Wirtschaftsform der nächsten Zukunft[1]) und das wirksamste Heilmittel gegen die sozialen Schäden der Gegenwart.

---

[1]) Wenn Roscher gegen diese meine Ansicht, daß die Kreditwirtschaft die Wirtschaftsform der Zukunft sei, welche ich schon in meiner Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft I, S. 276 kurz ausgesprochen habe, geltend macht (Grundlagen der Nat.-Ök. § 90, Anm. 6), daß der bloß persönliche Kredit immer unmöglicher werde, so befindet sich Roscher in einem tatsächlichen Irrtume. Schon der Umstand, daß in England erst in diesem Jahrhundert der Gebrauch des Eigenwechsels sich zu immer steigender Höhe entwickelt hat, beweist die fortschreitende Entwicklung des Personalkredits, und wer nur einigermaßen in Glasgow oder im Kanton Zürich ins Ge-

Wenn es gelungen sein sollte, den Leser zu überzeugen, daß das wirtschaftliche Leben der Völker einer gesetzlichen Entwicklung zu immer höherer Kultur unterworfen ist, so wird derselbe auch einverstanden sein, wenn zum Schluß noch der Satz ausgesprochen und behauptet wird, daß nicht nur das Leben der einzelnen Völker, sondern auch die Wirtschaft der ganzen Menschheit einen gesetzlichen Verlauf zu immer höherer Vervollkommnung nimmt, und daß der Lessingsche Gedanke einer Erziehung des Menschengeschlechts nicht nur auf die Religion und die ihr verwandten Gebiete der geistigen Kultur, sondern auch auf das nationalökonomische Leben des Menschengeschlechts seine Anwendung findet.

---

schäftsleben geblickt hat, weiß, daß die dortige Industrie gerade in neuerer Zeit der Entwicklung des Personalkredits zum großen Teil ihre gegenwärtige Blüte verdankt. Von den 95 Seidenstoffabrikanten, welche 1859 im Kanton Zürich existierten und welche jährlich ca. für 45 Millionen Franken Seide verarbeiten lassen, haben weitaus die meisten erst im Laufe der letzten vier Dezennien ohne alles Vermögen ihr Fabrikationsgeschäft angefangen und sind nur dadurch imstande gewesen, sich Schritt vor Schritt zu der gegenwärtigen Höhe ihres Geschäftsbetriebes emporzuarbeiten, daß unter den Züricher Seidenkaufleuten die allgemeine Sitte herrscht, die Rohseide auf neunmonatlichen Kredit gegen eine Vergütung von 6 Prozent Jahreszins zu verkaufen, so daß der Webfabrikant sein Fabrikat früher verkaufen konnte, als er die verbrauchte Rohseide zu bezahlen hatte. Und sind denn nicht auch in Deutschland die 243 Vorschuß- und Kreditgenossenschaften, welche nach dem letzten Jahresbericht von Schulze-Delitzsch (Leipzig 1863) seit 1849 ins Leben gerufen sind, und welche 69 202 Mitglieder zählen und 1862 zusammen für 23 674 261 Taler Vorschüsse bewilligten, Beweis genug, daß der Personalkredit gerade auf höheren ökonomischen Kulturstufen erst zur gedeihlichen Entwicklung gelangt?

VI.

(Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft) bei Schönberg[1]).

Die grundlegende Theorie der wirtschaftsgeschichtlichen Vergleichung, die unter dem Namen Karl Büchers als ihres vermeintlichen Begründers seit 1893, dem ersten Erscheinen „der Entstehung der Volkswirtschaft", zu einem anerkannten Hauptstück aller volkswirtschaftlichen Lehrdarstellung geworden ist, und deren ganze wissenschaftliche Tragweite erst nach Überwindung ihrer diese 20 Jahre hindurch andauernden Erstarrung voll herauskommen kann, ist in Wahrheit über 25 Jahre älter. Es handelt sich um die Theorie, die bewußt die verschiedenen im Laufe der Geschichte vorkommenden Wirtschaftszustände als Ganze auf ihren Aufbau und ihren Prozeß an Haupt und Gliedern allseitig vergleicht und auf dieser Unterlage allseitig fest umrissene „natürliche Arten" dieser geschichtlichen Wirtschaftszustände feststellen will, die also im Gegensatz zu früheren Theorien nicht damit zufrieden ist, einseitige Merkmale in der Hauptrichtung der Produktion oder in der Verfassung der Umlaufsmittel herauszugreifen und danach die Etappen der Wirtschaftsentwicklung zu bestimmen. Die bewußte Durchführung des Vergleiches der wirtschaftlichen Zustände auf alle Organe und auf alle Funktionen, damit die Erfassung des eigenartigen Gesamtzustandes als

[1]) Der Aufsatz ist unter dem Titel „Wirtschaftsstufen und Wirtschaftsentwicklung" in Bd. IV, Heft 5 der Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung veröffentlicht.

solchem, ist naturgemäß das wesentliche, was geistesgeschichtlich darüber entscheidet, wer der eigentliche Urheber einer solchen Theorie ist. Weniger wichtig ist, wer die Leitnamen für die zuerst aufgefundenen natürlichen Wirtschaftsarten gibt und wieviel solcher Wirtschaftsarten zuerst entdeckt werden. Wer aber alles drei vereinigt: bewußte Handhabung der Methode, vollständige Darstellung der für lange Zeit allein anerkannten drei geschichtlichen Wirtschaftsstufen und Aufstellung ihrer charakteristischen Leitnamen, der hat den Anspruch, dauernd als eigentlicher Begründer der Theorie genannt zu werden.

Diesen Anspruch hat Gustav Schönberg durch seine im neunten Bande der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik veröffentlichte, von ihm selbst Mai 1867 aus der Hand gegebenen Aufsätze „Zur wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen Zunftwesens im Mittelalter". Ich werde das durch ausführliche Auszüge dartun, da Schönberg bei seiner besonderen Arbeitsaufgabe die Theorie nicht als solche geschlossen darstellt, sondern sie nur als überall zugrundeliegendes Fundament seiner ganzen Darstellung unterbaut hat. Ich werde diese, über die besonderen Zunft- und Handwerksfragen hinausgehenden Ausführungen Schönbergs hier systematisch zusammenstellen. Damit die Ähnlichkeit überzeugend herauskommt, werde ich diese Auszüge so ordnen, wie Karl Bücher seine Darstellung der drei Wirtschaftsstufen später systematisch geordnet hat. Ich werde dabei nach dem in Buchform erschienenen Separatabdruck der Arbeit Schönbergs zitieren. —

In dieser systematischen Ordnung treffen wir zunächst auf die methodische Grundauffassung von Schönberg.

Auch diesem Schüler der älteren geschichtlichen Richtung in der Nationalökonomie ist es schon selbstverständlich, daß die Volkswirtschaft das Ergebnis der ganzen Kulturentwicklung ist.

„Seitdem vor allem Roscher, Hildebrand und Knies den Wert, die Berechtigung und die Notwendigkeit derselben unwiderleglich dargetan, hat sich immer allgemeiner der Gedanke Bahn gebrochen, daß diese

Wissenschaft, die bis dahin nur auf die Gegenwart, auf die Erkenntnis der bestehenden Verhältnisse und die in ihnen sichtbaren Gesetze den Blick gerichtet hatte, auch in die Vergangenheit, in die Erforschung der bereits hinter uns liegenden wirtschaftlichen Entwicklung der Völker sich vertiefen müsse. Daß dadurch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart als das Produkt ihrer Vergangenheit begriffen und die unendliche Reihe der Faktoren, die sie in dem tausendjährigen Leben der Völker hervorgerufen haben, erkannt werden, daß durch diese Erkenntnis andere Gebiete wissenschaftlicher Forschung, insbesondere die Geschichte des politischen und rechtlichen Völkerlebens erhellt werden, bildet nicht den einzigen, noch den Hauptwert dieser Untersuchungen. Sie sind auch für die nationalökonomische Theorie von höchster Wichtigkeit. Schon haben sie den Absolutismus, oder, wie man ihn auch genannt hat, den Kosmopolitismus der Theorie gestürzt: schon haben sie dahin geführt, das früher allgemein als Aufgabe der politischen Ökonomie hingestellte Postulat, ,,ein für alle Zeiten, Länder und Völker anwendbares und anzuwendendes, in sich abgeschlossenes System von naturnotwendigen Gesetzen", die man Naturgesetze nannte, aufzustellen, als ein irriges zu erweisen und statt des Absolutismus der Lösungen dem Gesetze der Relativität den Sieg errungen. Doch damit nicht genug. Wirtschaftliche Verhältnisse der Vergangenheit vermögen, weil sie beendigt vor uns liegen und späteren Verhältnissen analoge mit ihren Ursachen und Folgen dem Auge des Forschers enthüllen, den besten und sichersten Probierstein für die aus den viel schwieriger zu erkennenden Erscheinungen der Gegenwart abstrahierten Gesetze zu bilden. Die Erkenntnis der Vergangenheit baut daher der Theorie erst die feste und unerschütterliche Basis." (S. 1 u. 2.)

Schon Schönberg sieht mit voller Klarheit, daß der Vergleich geschichtlicher ,,Zustände" eine andere Betrachtungsweise bedingt, wie die des eigentlichen Historikers und darum vor den Mißverständnissen des eigentlichen Historikers geschützt werden muß. Es kommt zunächst darauf an, überhaupt ,,Zu-

stände", d. h. die gleichzeitige Zusammenordnung der Wirtschaftsverhältnisse zu einem in sich geschlossenen Ganzen, zu sehen. „Die wirtschaftlichen Verhältnisse lassen sich als Produkte ihrer Zeit nur aus den Gesamtverhältnissen dieser Zeit beurteilen. Das Zunftwesen, als die produktive Gemeinschaftsform der gewerblichen Arbeit im Mittelalter, kann daher nicht von dem Wirtschaftszustand der Gegenwart aus begriffen noch von ihm aus in seiner wirtschaftlichen Bedeutung geschätzt werden. Beide ruhen auf völlig verschiedener Basis." (S. 13.)

Ein solcher Zustand ist metamorphischer Zustand in der ununterbrochen weitergehenden geschichtlichen Entwicklung. „Die Zunftorganisation ist nicht die einheitliche Schöpfung eines Gesetzgebers, sondern eine zusammenhängende Reihe historisch gewordener Zustände, eine Gesamtheit allmählich entwickelter Verhältnisse; aber sie ist zugleich ein Wirtschaftszustand, der, einmal in jahrhundertelangen Kämpfen zum Abschluß gelangt, wenn auch im Einzelnen sich wieder verändernd, doch in seinen wesentlichsten Instituten infolge der durch ihn herbeigeführten Stabilität der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung und gewerblichen Produktion, die gewerbliche Arbeit beherrschend und bestimmend, Jahrhunderte lang sich erhielt. Sie gestattet daher die zur Sonderbetrachtung notwendige zeitliche Eingrenzung." (S. 7.)

Ein solcher Zustand ist endlich das Typische, das in den mannigfachsten Sonderausprägungen zum Ausdruck kommt und in allen Abweichungen seine Grundgestalt behauptet. „Im Grunde haben daher die Zünfte jeder Stadt und in der einzelnen Stadt noch jede Zunft ihre eigene besondere Entwicklung und Geschichte. Aber wie in Staat und Recht innerhalb der großen Mannigfaltigkeit dieser Sonderentwicklung zwischen den verschiedenen Korporationen wieder überall die Übereinstimmung in den leitenden und bewegenden Grundgedanken zu erkennen ist, und eben darin der nationale Zusammenhang zwischen den individuell so verschiedenen Teilen des deutschen Volkes hervortritt, so auch hier. In dem bunten Mosaikbilde verschiedenartiger Verhältnisse, das uns die wenigen

bisher erschlossenen Quellen für die einzelnen Zünfte verschiedener Städte enthüllen, zeigt sich doch überall nur die Erscheinung der gleichen Grundgedanken, auf denen diese produktiven Gemeinschaftsformen beruhen und die ihr Wesen bilden. Deshalb wird der Versuch, auch schon aus einem kleinen Kreis der tatsächlichen Erscheinung dieses Wesen zu abstrahieren, nicht zu gewagt erscheinen. Relativ wie überall kann auch nur hier die Wahrheit sein." (S. 10 u. 11.)

In diesen Sätzen liegen alle methodischen Besonderheiten der Stufentheorie oder, um den zweckmäßigeren Ausdruck anzuwenden, der Zustandstheorie, die dem einzelnen Historiker das Eindringen in ihre Betrachtungsweise so oft erschwert haben. Schönberg hat sie sogar mit größerer Klarheit ausgesprochen als Bücher.

Bei der methodischen Auffassung von Schönberg fehlt allerdings das Bestreben, ein einziges äußerliches Merkmal, „die Länge des Absatzweges" zum artbildenden Unterschied zu machen. Aber das ist gegenüber der Grundaufgabe der allseitigen Vergleichung der natürlichen Wirtschaftsarten bei Bücher ein Rückfall auf den Linné-Standpunkt der älteren wirtschaftsgeschichtlichen Vergleichsmethoden, der das richtige Verständnis der natürlichen Stufentheorie bei volkswirtschaftlichen Anfängern erfahrungsgemäß nur erschwert.

Es ist indessen nicht uninteressant, daß Schönberg das von Bücher herausgegriffene Vergleichsmerkmal an einer Stelle in einer eindrucksvollen Wendung stark in den Vordergrund schiebt. „Der Absatz des Produktes an den Konsumenten oder dessen Vermittler, den Kaufmann, ist zugleich Zweck der vollendeten und Anlaß zu neuer Produktion, er bildet das bewegende Element in dem Kreislauf der Produktion." (S. 112.) Man könnte an einen Gedankenkeim denken, der sich dann bei Bücher entwickelt hat.

1. Die Hauswirtschaft[1]).

„Das Altertum kennt diese wirtschaftliche Gliederung neben dem Haushalt nicht. Es kennt weder

[1]) Die Leitnamen sind im Folgenden von mir gesperrt. Pl.

überhaupt diese Gliederung der Gewerbe, noch ist die Nationalproduktion von der Hauswirtschaft getrennt. Nur in der Hauswirtschaft wurde im Altertume produziert, und sie bildet für jene Zeit die Basis aller wirtschaftlichen Verhältnisse. Wohl wurden auch damals Rohproduktion, Fabrikation und Handel in einer verschiedenartigen Arbeitsgliederung betrieben, aber nur innerhalb einer sie alle umfassenden Hauswirtschaft, und der Oikenherr war nicht nur Rohproduzent, sondern zugleich Fabrikation- und Handeltreibender. Das hierzu notwendige und in der Produktion angelegte Kapital schied sich demgemäß ebensowenig wie die Arbeit für ihn zu besonderen Kapitalien. Neben dieser Vereinigung von Arbeit und Kapital zur Produktion und zur Ablieferung des Produkts an die Konsumenten konnten sich einzelne Arbeitszweige außerhalb des Hauses zu besonderen selbständigen Gewerben und Betrieben in ähnlicher Weise, wie in der späteren Gliederung, nicht zusammenschließen. Die weitere Arbeitsteilung vollzog sich ebenfalls innerhalb der Hauswirtschaft, aber nicht für die Verteilung der Güter, sondern nur für die Produktion.

Mit dem Ende des römischen Staates und des antiken Lebens begann allmählich — eine Folge des römischen Freihandels — die produktive Gemeinschaftsform der Hauswirtschaft sich aufzulösen. Zuerst war es der Handel, der sich als solcher loslöste und selbständig wurde; ihm folgte bald auch die Fabrikation, anfangs nur in der Weise, daß eine lokale Trennung der Fabrikations- und Rohproduktionsarbeiten eintrat, indem jene in den Städten, diese auf dem Lande betrieben wurden, daß aber die Unternehmer noch immer beide vereinigten, und so die Einheit von Grund- und Kapitalbesitz nach wie vor bei den Possessoren bestand. In der weiteren Entwicklung beginnt allmählich auch die Fabrikation selbständig und für eigene Rechnung zu arbeiten und die einzelnen Zweige derselben werden in den Handwerkerkollegien zu selbständigen Gewerben.

Der Fronhof, die in Deutschland im Beginne des Mittelalters vorhandene produktive Gemeinschafts-

form, läßt sich in mannigfacher Beziehung mit der antiken Hauswirtschaft vergleichen. Auch hier ist noch die Vereinigung von Rohproduktion und Fabrikation unter einem Herrn vorhanden, das Kapital für beide Arten der Produktion noch ungetrennt. Aber Handel ist von dem Fronherrn nie betrieben worden. Der Fronhof produzierte — mit den wenigen Ausnahmen, wo der Fronherr seinen Handwerkern und Künstlern die Erlaubnis erteilt hatte, auch für Fremde zu arbeiten, — nur Gebrauchswerte zum Zweck der Befriedigung der Bedürfnisse des Fronherrn und seiner Familie, zu der auch die Gesamtheit der Hörigen gerechnet wurde. Dies änderte sich nicht, als an die Stelle von Naturallieferungen Geldzinsen traten, denn diese reichten eben auch nur aus, um dem Fronherrn aus dem Welthandel Luxusprodukte zu verschaffen, die ihm auf seinem Territorium nicht produziert wurden. Innerhalb dieser Fronhofswirtschaft findet sich auch die Teilung zwischen Rohproduktion und Fabrikation nach den Personen, und wenn auch deren Trennung nicht völlig durchgeführt erscheint, wird sie doch wenigstens angebahnt. Zwar wird meist auch von den Personen, die sich mit der Rohstoffverarbeitung beschäftigen, zugleich Rohproduktion betrieben, indes lassen sich doch — und schon bis in sehr frühe Zeiten hinab — unter den Haussklaven andere nachweisen, deren Beruf das Handwerk war, deren wirtschaftliche Arbeit also sich ausschließlich auf die Verarbeitung von Rohstoffen richtete. Schon die Volksrechte enthalten zahlreiche Bestimmungen über diese Handwerker und Künstler, und besondere Arbeitshäuser für dieselben waren auf den Fronhöfen der Könige wie der sonstigen geistlichen und weltlichen Grundherren vorhanden. Die Arbeitsteilung war innerhalb dieser Fabrikation selber bereits eine sehr weitgehende. Die Volksrechte unterscheiden schon eigene Gold-, Silber-, Eisen- und Erzschmiede, und um aus der Blütezeit der Fronhofswirtschaft für die Mannigfaltigkeit der voneinander getrennten, nebeneinander bestehenden Handwerke ein Beispiel zu geben, erinnern wir nur an das bekannte Capitulare de villis, in dem Karl der Große vorschreibt, daß auf jedem Königshofe

Künstler und Handwerker in hinreichender Anzahl gehalten werden sollten, insbesondere Eisen-, Gold- und Silberschmiede, Schuster, Sattler, Schneider, Schreiner, Dreher, Zimmerleute, Schild- und Harnischmacher, Seifensieder, Bereiter von Bier oder von Äpfel- und Birnmost oder von anderen Getränken, Bäcker für feines Brot, Verfertiger von Netzen für die Jagd, den Fisch- und Vogelfang u. a. m. Aber die Arbeitskraft des hörigen Handwerkers ist der Verfügung des Grundherrn unterworfen, die Arbeiter äußern sie nur im Dienste des Herrn, das Handwerk ist noch ein bloßes Hofamt, kein selbständiges Gewerbe. Die Arbeitsteilung, die wir in der Verschiedenartigkeit der Handwerker erblicken, hat sich daher zwar für die Produktion mit allen ihren Folgen, für die Produzenten aber nur, soweit sie ihre Arbeit berührt, nicht auch, soweit sie den Arbeitsertrag und die Verteilung der Güter betrifft, vollzogen." (S. 139 bis 142.)

„Der Gegensatz von Arbeit und Besitz ruht noch in der antiken Wirtschaft, in der die Arbeit, unfrei und unselbständig, mit wenigen Ausnahmen dem Besitz völlig unterworfen war. Wo der Arbeiter Sklave war und seine Arbeitskraft zum sachlichen Nationalvermögen gehörte, konnte von einem Recht der Arbeit auf ihren Anteil an der Produktion keine Rede sein. Und da der Oikenherr durch seine Sklaven nicht nur die Rohstoffe produzieren, sondern dieselben auch verarbeiten und in den Handel versenden ließ, war er Arbeiter-, Boden- und Kapitalbesitzer in einer Person.

Das Mittelalter zeigt beide Elemente in friedlicher Versöhnung. In Deutschland war der Fronhof, was in Rom und der antiken Welt der Oikos. Wohl hat es neben und auf ihm einzelne freie Arbeiter gegeben, aber im allgemeinen war die Arbeit, zumal die gewerbliche, zur Zeit der Fronhofswirtschaft unfrei und unselbständig. Der Handwerker liefert dem Fronherrn entweder als Kolone sein Arbeitsprodukt als Gegenleistung für den ihm gewährten Fundus oder Schutz, oder er arbeitet, als Höriger auf dem Fronhofe wohnend, wie der römische Sklave Gebrauchswerte für den Fronherrn. In beiden Fällen ist die Arbeit noch nicht vom Grundbesitz getrennt, der Arbeiter von diesem ab-

hängig und grundhörig. Diese Lösung bereitet sich erst allmählich und in den Städten vor, seitdem diese gegründet werden, seitdem dorthin von den Fronhöfen die Handwerker zusammenströmen und, persönlich durch den Aufenthalt in denselben frei geworden, nicht mehr Gebrauchswerte für den Herrn, sondern Tauschwerte für den Konsumenten produzieren." (S. 128 bis 131.)

2. Die Stadtwirtschaft.

„Das Zunftwesen, als der reichgegliederte Organismus der gewerblichen Arbeit, mit seiner scharfen Trennung von Stadt und Land, mit seinen streng voneinander geschiedenen und in sich autonomisch abgeschlossenen Produktionskreisen, mit dem Zunftzwang, mit den Beschränkungen der Produktion und mit dem Ausschluß der freien Konkurrenz und der Gewerbefreiheit im heutigen Sinne — hat sich erst im Laufe des 13. Jahrhunderts allgemein zu dieser Organisation gestaltet. Zwischen diesen produktiven Gemeinschaftsformen und der Fronhofswirtschaft, die sich schon unter Karl dem Großen zur hohen Blüte entfaltete, liegen, das dürfen wir nicht vergessen, mehrere Jahrhunderte. Da nicht die werdende, sondern die entwickelte und bereits in ihren wesentlichen Teilen zum Abschluß gelangte Zunftorganisation den Gegenstand dieser Untersuchung und Darstellung bildet, so können wir auf diesen Zeitraum nicht näher eingehen, der aber — wie anerkannt werden muß — für die Geschichte der gewerblichen Arbeit einer der wichtigsten und verhängnisvollsten, freilich auch einer der dunkelsten ist. Denn in dieser Periode der Blüte und des Verfalls des auf dem Herrschaftsprinzip beruhenden Lehnstaats, in dieser Periode des beginnenden Städtewesens erliegt der Fronhof mit seiner Naturalwirtschaft, mit seinen grundhörigen und unselbständigen, nur Gebrauchswerte für den Fronherrn und die Fronhofsfamilie produzierenden Handwerkern der in den Städten sich entwickelnden Geldwirtschaft und der durch sie bedingten Produktion von Tauschwerten; in ihr sind die Handwerker persönlich frei und wirtschaftlich

selbständig, die gewerbliche Arbeit unabhängig von dem Grund und Boden, an den sie bis dahin noch gefesselt war, geworden; in ihr wird die Arbeit zum erstenmal vielleicht in der wirtschaftlichen Entwicklung der europäischen Völker neben dem Besitz als gleichberechtigter Faktor der Produktion, als gleichberechtigtes Moment bei der Verteilung des Produktionsertrages anerkannt.“ (S. 7 bis 8.)

„Das Mittelalter kennt keine, verschiedene Produktionsorte und Produktionskreise umfassende Gesamtwirtschaft, keine National- oder Volkswirtschaft im heutigen Sinne, wir finden in ihm nur Stadtwirtschaften und daneben, aber ohne einheitlichen Zusammenhang, ländliche Einzelwirtschaften. Jede Stadt, und außerhalb der Städte gab es kaum einen Ort, an dem Fabrikate produziert, d. h. Rohstoffe zu anderen Tauschwerten verarbeitet wurden, war ein besonderer und in sich abgeschlossener Wirtschaftsorganismus, der in sich selber nach seinen besonderen Verhältnissen die Produktion, Verteilung und Konsumtion der Güter, die Preise und den Absatz regelte. Die geringen Verkehrsmittel, die wenigen, noch dazu höchst unsicheren und gefährlichen Transportstraßen, die bei dem Mangel der produktiven, selbstständig werbenden Kraft des Kapitals schwer durchzuführende Großindustrie machten schon die Entstehung des modernen Zustandes der Gesamtproduktion über das Stadtgebiet hinaus zur Unmöglichkeit.

Aus der wirtschaftlichen wie politischen Selbständigkeit und Abgeschlossenheit der Städte erklärt sich auch die Möglichkeit und Durchführbarkeit der von der heutigen so völlig verschiedenen wirtschaftlichen Politik der Stadtobrigkeit. Während in neuerer Zeit die in Staat und Gemeinde herrschende materialistische Schule bestreitet, daß die Stadtgemeinde als sittliche Genossenschaft der Gesamtheit ihrer Mitglieder gegenüber besonders sittliche Pflichten und Aufgaben habe, und derselben nur den Charakter einer wirtschaftlichen Vereinigung verschiedener Individuen, für die konsequent nur das Prinzip der Leistung und Gegenleistung Ziel und Art der Verwaltung bestimmen dürfe, vindizieren will, hatte sich im Mittelalter überall in den

Städten der Gedanke Bahn gebrochen, daß die Stadt als sittliche Genossenschaft wie für das geistige so auch für das materielle Wohl aller Einzelnen sorgen müsse. Die Stadtobrigkeit erscheint daher nicht nur berechtigt wie verpflichtet, die Marktpolizei über die zur physischen Ernährung notwendigen Produkte zu üben, es ist ebenso ihr Recht und ihre Pflicht, im Interesse des „gemeinen Nutzens und Frommens" die gesamte Produktion, Verteilung und Konsumtion zu überwachen, und, wo es jene Pflicht erheischt, selber in diese bestimmend einzugreifen. Die Städtegeschichte des Mittelalters enthält auf jeder Seite fast derartige „Übergriffe" der Obrigkeit in die wirtschaftliche Freiheitssphäre des Einzelnen, überall aber ist jenes sittliche Ziel das Motiv. Nicht nur, daß sie für die Beschäftigung und Ernährung der Unbeschäftigten Sorge trugen oder den einzelnen Gewerben gemeinnützige Einrichtungen aus Stadtmitteln errichteten, sie ließen auch, wenn einzelne gewerbliche Arbeiten nicht in der Stadt verrichtet wurden, Handwerker dieses Gewerbes aus anderen Städten unter besonderen Vergünstigungen kommen, damit diese Arbeit in Zukunft in der Stadt nicht unvertreten sei.

Aus dieser Pflicht der Stadt, für das Wohl ihrer Mitglieder zu sorgen, und aus der ihr zugrunde liegenden Auffassung der Stadtgemeinde als einer selbständigen und sittlichen Genossenschaft, hat sich das Recht auf Arbeit, auf dem das ganze Zunftwesen basiert, entwickelt.

Die Stadt, d. h. die Gesamtheit der städtischen Einwohner, bedarf, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, einer bestimmten gewerblichen Arbeit. Die Ausführung dieser Arbeit, die bei freiem Betrieb und Verkehr für Produzenten wie für Konsumenten keiner Schranke unterliegt, war damals gesetzlich geregelt. Jene Arbeit auszuführen, wird als ein Recht aufgefaßt und als das Recht auf ausschließenden Gewerbebetrieb und Absatz innerhalb der Stadt und der städtischen Bannmeile der Gesamtheit der Gewerbetreibenden der Stadt, d. h. den städtischen Bürgern gegenüber den Fremden zugesprochen. Diesem Recht der Produzenten entspricht als Korrelat die Pflicht

der die Bedürfnisbefriedigung suchenden Städtebewohner (Konsumenten), die gewerbliche Arbeit bei den mit jenem Recht Beliehenen machen zu lassen. So sind von vornherein rechtlich die Konsumenten auf einen bestimmten Kreis von Produzenten angewiesen und das allgemeinste Verhältnis zwischen beiden nimmt bereits die Gestalt eines rechtlichen Zwangsverhältnisses an." (S. 14 bis 18.)

„Weiter aber hat jenes Recht, dessen Grund nicht bloß das Interesse der Produzenten, sondern ebenso auch das Interesse des gemeinen Wohls gewesen, zur Voraussetzung die Möglichkeit der Befriedigung der Bedürfnisse der Konsumenten. Wo daher Produkte der gewerblichen Arbeit in dieser bestimmten Stadt nicht gemacht werden, wo die Gesamtheit der Produzenten oder die einzelne Zunft ein Produkt, das anderswo gefertigt wird, nicht anfertigen und also das bestimmte Bedürfnis, dessen Befriedigung eben dies Produkt gewährt, nicht befriedigen kann, hört ihr Recht auf Arbeit auf. Dasselbe schließt keineswegs in sich, daß die Konsumenten, weil die Produzenten dies Recht haben, nun der Befriedigung dieses Bedürfnisses völlig entsagen oder sich mit anderen einheimischen Produkten dafür begnügen sollten. Jenes Recht sollte keineswegs, was ohne diese Schranke die notwendige Folge wäre, die Art der Konsumtion von den Produzenten der Stadt ganz abhängig machen. Wenn daher fremde Handwerker in die Stadt kamen, die ein Werk zu machen verstanden, das die städtischen Handwerker nicht anzufertigen wußten, so stand ihrer selbständigen Ausübung dieser gewerblichen Arbeit das Recht des Zunftzwanges nicht entgegen. Diesem Grunde verdankt die unzünftige gewerbliche Arbeit und das unzünftige Handwerk, das in der Fortentwicklung der Produktion im 17. namentlich im 18. Jahrhundert neben den Zünften immer mehr Boden faßte und die Zunftorganisation durchlöcherte und unhaltbar machte, ihren Rechtstitel." (S. 28 bis 29.)

„Keine Produktion kann, wenn sie nicht rückwärts gehen soll, der Konkurrenz, deren wirtschaftliche Bedeutung darin liegt, daß sie die Mittel zu einer größeren und besseren Produktion schafft, entbehren. Wenn

der Rat der Stadt, das Interesse der Konsumenten vertretend, dieselben gegen zu schlechte Arbeit und zu hohe Preise schützen wollte, konnte er dies durch Zwangsvorschriften über Güte und Art des Produkts und durch Preistaxen allein nicht erreichen, sondern er bedurfte hierzu des stärkeren und sichereren wirtschaftlichen Zwangsmittels, der Konkurrenz fremder Produktion. Auch das Interesse der Produzenten erheischte nicht minder deren Zulassung, um nicht trotz der Garantie eines bestimmten Absatzes ihrer Produkte die Produktion, ihrem Gesetze gemäß, in Verfall geraten zu lassen. Das Zunftwesen und die Stadtwirtschaft jener Zeit haben daher auch diesen wirtschaftlichsten Hebel der Produktion nicht ausgeschlossen; die Konkurrenz fremder Produktion wird unter gewissen Beschränkungen in doppelter Weise zugelassen, auf der einen Seite durch den Gewerbebetrieb der Krämer und Kaufleute, auf der anderen Seite durch periodisch wiederkehrende Märkte oder anderweitige Einrichtungen, vermöge deren fremde Produzenten in der Stadt ihre Produkte zwar auch außer der Marktzeit, aber wieder nicht so frei und in so unbegrenzter Menge zum Verkauf anbieten durften, daß etwa dadurch das Recht der einheimischen Produzenten auf Arbeit illusorisch gemacht worden wäre." (S. 29 bis 30.)

„Von größerem Einfluß auf die städtische Produktion und ein gewichtigeres Korrektiv gegen schlechte und teure Arbeit der städtischen Handwerker war freilich die Konkurrenz zwischen einheimischer und fremder Produktion infolge der Märkte, die, ein Recht jeder Stadtgemeinde, überall in den Städten in periodisch wiederkehrenden Zeiträumen abgehalten wurden und zu denen die Zufuhr von Waren aller Art gestattet war. Die große wirtschaftliche Bedeutung und die Notwendigkeit derselben bei wirtschaftlichen Zuständen, in denen keine Gewerbefreiheit herrscht und die freie Konkurrenz sowohl in derselben Stadt wie zwischen den verschiedenen Produktionsorten ausgeschlossen ist, liegt auf der Hand. Aber sie waren auch nur ein Korrektiv gegen diese Zustände, nicht die Negation jenes Rechts auf Arbeit. Denn während sie den Kon-

sumenten die Möglichkeit gewährten, einen Teil ihrer Bedürfnisse unabhängig von den Preisen der städtischen Handwerker zu befriedigen, waren sie doch nicht geeignet, die Zunftorganisation, deren Zweck der Wohlstand der Produzenten war, in diesem Fundamentalprinzip zu erschüttern, da der fremden Produktion gegenüber die einheimische noch immer nicht nur durch den geringeren Aufwand von Produktionskosten, weil Fracht und Zehrungskosten bei ihnen wegfallen, sondern auch durch die Kenntnis der lokalen Verhältnisse und durch die bereits erworbene Kundschaft im Vorteile sich befand." (S. 33 bis 34.)

„Durch die Städtewirtschaft des Mittelalters, in der nicht wie heute der Schwerpunkt der Wirtschaftspolitik in der Größe der Produktion und deren fortwährender Steigerung, sondern vielmehr in der Verteilung der Produktion und ihres Ertrags lag, geht überall erkennbar der Zug besonderer Vorsorge für die Person des Produzenten. Diese Vorsorge und die Auffassung, daß die gewerbliche Arbeit nicht bloßer Produktionsfaktor, sondern vornehmlich das Mittel sein müsse, denjenigen, der sich mit ihr beschäftige, behaglich zu ernähren, wofür eventuell die Stadtobrigkeit verantwortlich zu machen sei, sind die Quellen, denen auch dies Recht auf standesgemäßen Gewinn entsprungen ist. Wir haben schon oben gesehen, daß auf dieser Grundanschauung das Recht des Zunftzwanges basierte; wir werden weiter unten ausführen, wie aus ihr die Ausschließung der freien Konkurrenz unter den Zunftgenossen und eine Reihe von Beschränkungen hervorgingen, die zugunsten der Gesamtheit der Mitproduzenten der einzelnen Arbeitskraft auferlegt wurden und eine gleiche und gerechte Verteilung des Arbeitsquantums und Produktionsertrages bezweckten." (S. 65 bis 66.)

„Wo in der Produktion für die Produzenten untereinander der Rohstoff keine variable Wertgröße ist, und die Verschiedenheit ihres Gewinnes am Einzelprodukt nur durch die verschiedene Produktionsfähigkeit der Arbeit herbeigeführt wird, verschwindet für die Produzenten der Rohstoff, d. h. das Kapital als Unterschied setzender Faktor, und nimmt das Gewerbe

8*

notwendig den Charakter des Lohngewerbes an. Und dies ist auch die durch jene Bestimmungen bedingte wirtschaftliche Natur der Zunftgewerbe, gleichgültig, ob das Gewerbe nur darin besteht, den fremden Stoff umzuarbeiten, oder ob die Gewerbetreibenden auch den Rohstoff kaufen und in dem Preise des Produkts nicht nur das Äquivalent für die Verarbeitung desselben, sondern auch den Wert des Stoffes bezahlt erhalten." (S. 99.)

„Ähnlich wie die Baugewerbe, wenn dem Gewerbetreibenden die Materiallieferung zusteht, zum Großbetrieb führen, gibt es andere, insbesondere einzelne Zweige der Wollenindustrie, die ohne größeres Anlagekapital auch damals nicht betrieben werden konnten, weil sie zum selbständigen und wirtschaftlichen Betriebe eine Menge von Anstalten erfordern, die von dem Einzelnen wieder nur bei einer großen Ausdehnung des Geschäfts angelegt werden können. Für diese Gewerbe wäre der Kleinbetrieb, die Gleichheit und Selbständigkeit der Zunftmitglieder nicht durchzuführen gewesen, wenn der Einzelne diese Anstalten allein hätte anlegen müssen; es hätte sich vielmehr schon damals naturgemäß die moderne Fabrikation, mit Großbetrieb und Unternehmern, entwickeln müssen. Die Kollision zwischen der zwingenden Forderung der wirtschaftlichen Betriebsart und dem Fundamentalprinzip des Zunftwesens wurde indes in einer für die Gesamtheit der Gewerbetreibenden sehr glücklichen Form gelöst. Entweder war es die Unterstützung der Stadt, die auf ihre Kosten diese Anstalten errichtete und allen Zunftgenossen zu gleichmäßiger Benutzung gegen einen mäßigen Zins überließ, oder, und das war das Häufigere, die Anwendung des Assoziationsprinzips unter Selbsthilfe, die sie die sehr gefährliche Klippe umschiffen ließ. Die Zünfte legten selber auf gemeinsame Kosten zu gemeinsamem Gebrauch die Anstalten an. So errichteten oder brachten sie an sich Wollküchen, in denen die rohe Wolle gereinigt, Kämmhäuser, in denen dieselbe gekämmt wurde, Walkmühlen, Schleifereien, um die Scheren der Tuchscherer zu schleifen, Tuchrollen, Mang- und Färbehäuser; sie besaßen oder mieteten gemeinsam große Räume, wo

die Tuchrahmen zum Trocknen aufgestellt wurden, Gärten, wo gebleicht, Gewandhäuser, in denen die Tuche verkauft wurden.“ (S. 88 bis 89.)

„Die persönliche Freiheit geht der wirtschaftlichen Selbständigkeit vorher. In dieser Beziehung befand sich anfänglich auch in den Städten die gewerbliche Arbeit in derselben Abhängigkeit vom Grund und Boden, dem einzigen Besitz jener Zeit, der seit dem 12. Jahrhundert in allen Städten, in den bischöflichen wie in den Palatialstädten, in den Händen der Stifter und Klöster, der Ministerialen und Patrizier war und, bei der früheren Geschlossenheit und Unbeweglichkeit des Grundeigentums, von den Handwerkern, ganz abgesehen von ihrer rechtlichen Unfähigkeit, echtes Eigentum zu erwerben, schon deshalb nicht erworben werden konnte, weil Grundbesitz und Geldvermögen noch inkommensurable Größen waren. Wir können hier nicht weiter darauf eingehen, wie allmählich das Grundvermögen infolge der durch das Handwerk wesentlich beförderten Geldwirtschaft mobilisiert wurde und die gewerbliche Arbeit mit Hilfe der Institutionen der Leihe und des Rentenkaufs ihre frühere Abhängigkeit vom Grundeigentum löste. Für unseren Zweck genügt hier der einfache Hinweis auf diesen Kampf und die in dem Chaos der Kontroversen über die gewerblichen Verhältnisse jener Zeit feststehende Tatsache, daß die gewerbliche Arbeit im 13. Jahrhundert dem Besitz gegenüber ihre Freiheit und Selbständigkeit errungen hatte.“ (S. 131 bis 132.)

„Mag aber die Zunftorganisation ihre Existenz der innerhalb der gewerblichen Produktion bereits wirklich hervorgetretenen oder der erst zu befürchtenden Übermacht des Besitzes verdanken, in jedem Falle ist es ihr Verdienst und ihre wirtschaftliche Bedeutung, die vor ihr bereits erkämpfte Freiheit und Selbständigkeit der gewerblichen Arbeit gegenüber dem Besitz dauernd erhalten und gekräftigt, und den Gegensatz zwischen Besitz und Arbeit gemildert, den Kampf zwischen beiden sistiert zu haben.“ (S. 133.)

„Gegenüber dem Bestreben des Besitzes, den Arbeitsertrag der nur ihre Arbeitskraft besitzenden Arbeiter auf den notwendigen Unterhalt derselben

herabzudrücken, schuf sie Einrichtungen, die, wie oben ausgeführt wurde, wenn auch vielleicht mit Nachteil für die Gesamtproduktion und auf Kosten der Freiheit und des Eigentumsrechts der Einzelnen (im modernen Sinne) für alle Arbeiter den Gewinn nur auf die Arbeit basieren, ihn überdies für die einzelne Arbeitskraft möglichst gleichmäßig gestalten sollten. Dahin zielten die Abgrenzung des Absatzgebietes, der Zunftzwang, die Verhinderung des Großbetriebes, die Lohnregulierungen und vor allem die Negation der selbständigen Produktivität des Kapitals. Unter der Herrschaft dieser Institutionen war in der Tat das Recht der Arbeit auf Teilnahme an dem Produkt mehr wie gewahrt; indem der Grundbesitz seinen Anteil an der Produktion im Zins erhielt, das Kapital aber bei den nicht reinen Lohngewerben nur als Eigentum des Arbeiters auf die Produktion verwandelt werden konnte, und innerhalb dieser Verwendung der Unterschied zwischen der ungleichen Quantität des Kapitalbesitzes aufgehoben war, hat die Arbeit das Recht der Spezifikation erhalten und erscheint im Preise des Produkts der die Produktionskosten übersteigende Überschuß als ein reiner Arbeitsgewinn. Das Moment des standesgemäßen Gewinns ändert in der Natur desselben hier, wo nur das Verhältnis der Arbeit zum Besitz in Frage kommt, nichts. Mehr wie heute ist damals die Arbeit innerhalb der gewerblichen Produktion die Quelle des Reichtums.“ (S. 133 bis 134.)

„Die wirtschaftliche Tätigkeit jener Zeit war von dem heute zur ‚Tugend‘ gewordenem Motive des Wettgewinns und Wetterwerbs, wie Rodbertus den Zustand der Gegenwart sehr treffend bezeichnet, noch weit entfernt: den deutschen Zunftgenossen, jenen Bürgern, die durch Erkämpfung der Städtefreiheit und durch Entwicklung der deutschen Bürgertugend vielleicht das glänzendste Blatt in der Geschichte unseres Vaterlandes geschrieben haben, war der Gelderwerb, um des bloßen Erwerbes willen, war die über das ethische persönliche Bedürfnis hinausgehende maßlose Anhäufung von Reichtümern, noch nicht das Idol, vor dem sie sich mit ihren Anschauungen von dem natürlichen Recht des Menschen, mit ihren prinzipiellen

Forderungen der Freiheit und Gleichheit blind in den Staub warfen. Wie auf politischem stand ihnen auch auf wirtschaftlichem Gebiet das Wohl der Gesamtheit höher als das der Einzelnen; die Arbeit war ihnen, was sie ihrer Natur nach sein soll, Erscheinung der Persönlichkeit, rein und makellos wie diese sollte daher auch sie vor jedermann dastehen." (S. 51.)

„Wie aber im Mittelalter alle Verhältnisse der Produktion und Konsumtion, für die wir heute die volle Freiheit und absolute Selbstregulierung verlangen, gesetzlich geregelt sind und deshalb uns in der Gestalt von besonderen Rechten entgegentreten, so steht jenem Recht der Produzenten auch ein Recht der Konsumenten gegenüber und entspricht jenem Recht eine Pflicht der Zunft, deren Erfüllung für sie erst den dauernden Besitz und Genuß des Rechts bedingt. Indem die Zünfte das Recht auf die bestimmte Arbeit vor andern erhalten, haben sie damit auch die Pflicht übernommen, die von ihnen verlangte Arbeit auszuführen und so auszuführen, daß das Wohl der Konsumenten nicht durch dieses ihnen erteilte Recht leidet. Der Rat, der in jener Zeit sein Amt dahin auffaßte, auch für die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der Stadtmitglieder sorgen zu müssen, übertrug durch Verleihung jenes Rechts diese Sorge, diese seine Pflicht auf die Zünfte; diese erscheinen damit als Diener, als Beamte der Stadt, und es ist gewiß nicht zufällig, daß die einzelnen Gewerbekorporationen Ämter oder officia, welches Wort den Begriff eines persönlich Dienenden voraussetzt, genannt werden. Mag immerhin das Wort äußerlich von den Handwerksämtern auf den Fronhöfen entlehnt sein, bei dem völlig verschiedenen, wirtschaftlichen wie juristischen Charakter der Fronhofs- und der Zunftämter, hätte es sich schwerlich so lange erhalten und so allgemein verbreitet, wenn nicht jene Auffassung der Pflicht gegen die Stadt die überall geltende gewesen und auch den einzelnen Zunftgenossen zum Bewußtsein gelangt wäre. Daß dies auch in der Tat der Fall gewesen, folgt aus den Zunfturkunden und Zunftinstitutionen mit Evidenz. Wenn wir die zahlreichen Zunftstatuten und Ordnungen durchlesen, so tritt uns aus ihnen überall, oft

mit direkt ausgesprochenen Worten die Anschauung der Zünfte entgegen, daß die Förderung des gemeinen Wohls ihre Pflicht, daß sie um des gemeinen Nutzens und Bestens willen das Recht ihrer Organisation haben, und wo dieselben nicht mehr gewahrt werden, auch ihr Recht verwirkt ist." (S. 36 bis 38.)

„Während in der modernen Volkswirtschaft die widerstreitenden materiellen Interessen der Einzelnen in der vollen Freiheit des wirtschaftlichen Verkehrs und in der individuellen Tätigkeit ihre Versöhnung finden sollen, beruht die Wirtschaft jener Zeit auf der Beschränkung der individuellen Freiheit und herrscht damals die Anschauung vor, daß der durch die Verschiedenheit der Einzelnen in ihren persönlichen materiellen Kräften bedingte Kampf zum Wohl des Ganzen vermieden werden müsse und auf wirtschaftlichem Gebiete nur durch eine Beschränkung der einzelnen zugunsten der andern und der Gesamtheit vermieden werden könne. Es überwiegt deshalb auch die Sorge für die Verteilung der Güter. Das Recht zu einer solchen Beschränkung des Verkehrs und der Einzelkraft, die heute so oft als eine Verletzung der angeborenen Menschenrechte hingestellt wird, vindizierte sich in Übereinstimmung mit der Rechtsanschauung der Zeit damals die Stadtobrigkeit wie die Genossenschaft. — In engen, durch das Gesetz festgezogenen Schranken bewegt sich daher die Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse. Aber überall gehen diese Schranken aus dem sittlichen Bestreben, das Wohl aller zu fördern, hervor." (S. 125.)

3. Die Volkswirtschaft.

„Seit dem 16. Jahrhundert, seitdem der Geschäftsbetrieb der Krämer sich überhaupt erweiterte, seit die Produktion überall durch das Zunftwesen gewaltig gehoben war, die scharfe Trennung von Stadt und Land und die wirtschaftliche Abgeschlossenheit der Städte sich zu lockern begann, werden dann diese Kollisionen immer häufiger, und gerade hier ist das Gebiet, auf dem der Kampf zwischen der neuen Wirtschaft und der produktiven Gemeinschaftsform des

Mittelalters, zwischen der zünftigen und unzünftigen Arbeit, im 17. und 18. Jahrhundert vornehmlich entbrannte.“ (S. 33.)

„Jedes städtische Gemeinwesen mit der Gesamtheit seiner Produzenten und Konsumenten ist heute, wie jeder Produktions- und Konsumtionsort ein unselbständiges Glied in dem Organismus der Gesamtheit aller Einzelwirtschaften, ein integrierender Teil der Gesamtvolkswirtschaft, und die Verhältnisse der Produktion und Konsumtion werden im Großen und Ganzen überall in ihnen durch die Verhältnisse der Gesamtheit bestimmt. Das Gleiche gilt von der Agrikulturproduktion. Die Einwohner eines Ortes produzieren nicht mehr bloß füreinander, die Sicherheit des Verkehrs, die freie Konkurrenz mit der Handels- und Gewerbefreiheit, die werbende Kraft des Kapitals mit der Fabrikindustrie, mit den erleichterten Verkehrsmitteln und Transportanstalten, haben die Schranken zwischen den einzelnen Produktionsorten niedergerissen und den Zustand einer Gesamtproduktion herbeigeführt, deren Verhältnisse, wie gesagt, auf alle Produzenten und Einzelproduktionen mehr oder weniger bestimmend einwirken. Die deshalb für die Volkswirtschaft der Gegenwart so unendlich wichtigen Transportmittel insbesondere sind die nivellierende Macht in der an sich durch die verschiedenen Verhältnisse des Produktionsorts notwendig verschiedenen Produktion. Von dem Idealzustande dieser Wirtschaft, nur einen Markt, ein Absatzgebiet für die Gesamtproduktion zu haben, sind wir freilich noch weit entfernt, und fraglich ist es, ob je die Entwicklung dahin führen wird, aber das Streben der gegenwärtigen Volkswirtschaft, die Vielheit der durch die Produktion an verschiedenen Orten notwendig verschiedenen Absatzgebiete möglichst zu verringern und die Verschiedenheit des Tauschwertes und Preises desselben Produktes in diesen Gebieten möglichst auszugleichen, ist nicht zu verkennen. Für viele Produkte ist dieses Ziel faktisch schon erreicht und werden die Preise nicht mehr durch die Verhältnisse, durch die Produktions- resp. Reproduktionskosten am Produktionsorte, sondern durch die der gesellschaftlichen

Gesamtproduktion bestimmt. Dieser Zustand so entwickelter Volkswirtschaft läßt sich allerdings ohne Gewerbefreiheit, ohne Freizügigkeit und Freihandel kaum denken." (S. 13 bis 14.)

„Wir übergehen diese Zeit der Entartung und des Verfalls, wir übergehen, wie neben der zünftigen die unzünftige gewerbliche Arbeit sich entwickelte, wie in dieser Produktion sich das Verhältnis des Kapitals zur Arbeit gestaltete, und werfen nur noch einen Blick auf dies Verhältnis, wie es die Gewerbefreiheit und freie Konkurrenz, wie es die seit der französischen Revolution auch auf uns gekommene volle Freiheit der wirtschaftlichen Bewegung der Person und des Eigentums unter den gegebenen historischen Verhältnissen notwendig bedingten. Diese Verhältnisse mußten den offenen Kampf beider Elemente herbeiführen. Unter ausdrücklicher Anerkennung des bisherigen, durch die der Produktion früher auferlegten Schranken geschaffenen, materiellen Besitzstandes wurden die wirtschaftlichen Kräfte, Naturfonds, Arbeit und Kapital von den früheren Fesseln befreit und dem freien Auf- und Gegeneinanderwirken überlassen. Für die nackte Arbeit wurde auch in dies neue Stadium der volkswirtschaftlichen Entwicklung die frühere Art der Entschädigung mit hinübergenommen, und sie erhält nach wie vor ihren Anteil an der Produktion im Arbeitslohn. Aber indem nun dieser Lohn in der freien Konkurrenz durch freien Vertrag der Beteiligten bestimmt wird, ist es natürlich und notwendig, daß der Besitz seine Übermacht benutzt, diesen Vertrag so günstig wie möglich abzuschließen, um sich eine möglichst große, der Arbeit eine möglichst kleine Quote des Produktionsertrages zuzuwenden. Dieser Kampf, bedingt durch den oben entwickelten natürlichen Gegensatz der Interessen, ist jetzt unvermeidlich. Der Besitz hat das Bestreben, fortwährend den Lohn herabzusetzen, weil er, um mit anderem Besitz konkurrieren zu können, möglichst billig produzieren muß, dies aber nur kann, wenn er die Produktionskosten verringert. Als solche aber, als Kosten der Produktion und als nichts anderes, erscheint ihm der Arbeitslohn. In diesem Kampfe ist die Arbeit, abgesehen von der Ungleichheit, in der

sich beide Kräfte bei Beginn des Kampfes befanden, in um so üblerer Lage, als sie selber — das Produkt aus Natur, Arbeit und Kapital — den Charakter der ‚Ware' angenommen hat, und auch auf sie das allgemein geltende Gesetz der Preisbestimmung seine Wirkung übt. Wir haben dasselbe schon oben berührt. Indem der Marktpreis durch das Verhältnis des Angebots zur Nachfrage bestimmt wird, das in letzter Instanz wieder durch die Produktionskosten sich reguliert, findet er in diesen seine Minimalgrenze. Ähnlich der Arbeitslohn." (S. 135 u. 136.)

„Unter der Herrschaft der freien Konkurrenz drängt, wie schon oben erörtert wurde, die gesamte Produktion auf die Herabsetzung des Preises der Einzelprodukte, auf die Verringerung des Tauschwertes derselben hin. Eins wie das andere ist infolge des Preisgesetzes nur auf zwei Weisen zu erreichen; entweder so, daß der Produzent seinen Absatz vergrößert und infolge des vergrößerten Absatzes einen geringeren Profit von dem Einzelstück verlangen kann, oder aber, indem er die Produktionskosten durch größere Vereinigung von Arbeitskräften, durch die Beschaffung größerer Rohstoffmassen und großartiger Maschinen direkt vermindert. In beiden Fällen ist ein größerer Vorschuß vor getaner Arbeit, d. h. größeres Kapital erforderlich. Die freie Konkurrenz hat daher das natürliche Bestreben der Vereinigung immer größeren Kapitals zur Folge, neben dessen produktiver Kraft das kleine Kapital sich nicht mehr selbständig erhalten kann. Diese, was das Verhältnis des Besitzes zur Arbeit angeht, wie es scheint, notwendigen Folgen der freien Konkurrenz — zeigt die Volkswirtschaft unserer Tage in allen zivilisierten Ländern, in denen sie Eingang gefunden." (S. 138.)

„Die gesamte wirtschaftliche Arbeit scheidet sich in ihrer allgemeinsten Einteilung in drei Kategorien der Produktion: in die Gewinnung der Rohstoffe, in die Verarbeitung der Rohstoffe bis zum konsumtibilen Produkt und in die Übertragung der Rohstoffe und Fabrikate von den Produzenten an die Stoffverarbeiter resp. Konsumenten. Diese Scheidung der Rohproduktion, Fabrikation und Handel — eine Folge der Arbeits-

teilung — hat sich in der Entwicklung der Volkswirtschaft auch äußerlich vollzogen und das wirtschaftliche Leben nach Orten und Personen der Produktion in die drei Hauptgewerbe der Nation geteilt. Innerhalb dieser Hauptgewerbe hat die Arbeitsteilung och wieder die verschiedenen Arbeiten zum Gegenstande selbständiger, lokal wie nach Personen geschiedener Gewerbe gemacht, die Produzenten zu selbständigen, voneinander unabhängigen Gewerbetreibenden gestaltet, und in der mannigfaltigen Gliederung der Gewerbe einen selbständigen, für die Produktion und die Verteilung der Güter gleich wichtigen Organismus geschaffen. Aber jene Trennung in die drei Hauptgewerbe war nicht zu allen Zeiten vorhanden, und dieser Organismus, den wir noch in der Gegenwart erblicken, ist unter der Herrschaft der freien Konkurrenz bereits in einem starken Auflösungsprozeß begriffen. Die Geschichte der Volkswirtschaft, die nicht auf dem Prinzip des Individualismus, sondern dem der Gemeinschaft beruht, zeigt den fortwährenden Wechsel der produktiven Gemeinschaftsformen. Die freie Konkurrenz scheint überall die bestehenden Formen zu zerstören, aber in sich schon wieder die Keime neuer Formen zu bergen, die, zur vollen Blüte entfaltet, einen neuen, den veränderten Bedürfnissen entsprechenden Organismus herbeiführen.“ (S. 139.)

„Blicken wir auf den heutigen Wirtschaftszustand nach dieser Seite hin, so erkennen wir hier bereits die zersetzende Wirkung der vollständigen Gewerbefreiheit und freien Konkurrenz in sehr sichtbarer Gestalt. Nicht nur, daß der scharfe Unterschied zwischen Rohproduktion und Fabrikation wieder aufgehoben wird, und wir überall sehen, daß der Produzent des Rohprodukts auch dessen Bearbeitung vornimmt, auch die Sonderung der Fabrikation in viele, kleine selbständige Gewerbe ist in der vollsten Auflösung begriffen. Und natürlich. Wo möglichst billige Produktion, wo eine immer größere Verringerung der Produktionskosten das absolute Gebot der Produktion, muß sich zur möglichst großen Arbeitsteilung die möglichst große Arbeits- und Kapitalsvereinigung gesellen, um durch diese Vereinigung die möglichst große Massenproduk-

tion herbeizuführen. Die verschiedensten Fabrikationszweige und Handwerke vereinigen sich zu großen Unternehmungen, und so treten denn in der heutigen Industrie jene großartigen Wirtschaftsorganismen auf, die mit ihren riesigen Kapitalien, mit den zu Tausenden vereinten Arbeitskräften der verschiedensten Gewerbe eine Produktion zu so geringen Kosten des Einzelstücks bewirken, daß daneben die kleineren, selbständigen Gewerbetreibenden ihre Selbständigkeit nicht mehr behaupten können. Ein Gewerbe erliegt nach dem andern der Übermacht des Kapitals, und fast hat es den Anschein, als ob die Tage der meisten heute noch bestehenden bereits gezählt seien. In immer steigendem Verhältnis vermindert sich unaufhaltsam die relative Zahl der selbständigen Gewerbetreibenden, immer mehr drängt die Entwicklung dahin, nur selbständige Unternehmer auf der einen und unselbständige Arbeiter auf der andern Seite zu schaffen. Und selbst hierbei kann sie nicht stehen bleiben. So wenig heute der kleine Gewerbetreibende dem großen Gewerbetreibenden gegenüber konkurrenzfähig ist, ebensowenig vermag der einzelne Unternehmer diese Fähigkeit sich der Assoziation von Unternehmern gegenüber zu erhalten; auch er muß der Konkurrenz mit der an Kapital und Arbeitskraft stärkeren Unternehmung unterliegen. Die Unternehmungen scheinen die Gemeinschaftsform, nach der die Produktion der Gegenwart hindrängt." (S. 143 u. 144).

4. Der innere Vergleich der Wirtschaftsstufen.

Die Vollendung der vergleichenden Methode liegt nicht in der bloßen Gegenüberstellung des Verschiedenen, sondern in der Herausarbeitung der Eigenart durch den durchgeführten Gegensatz und in dem Nachweis der durch die Entwicklung eingetretenen Grundveränderungen.

Schönberg strebt in der Handhabung seiner Methode mit voller Freiheit und glänzender Leichtigkeit zu dieser Vollendung.

Die geschichtliche Verschiedenheit im Verhältnis von Arbeit und Besitz und in den Gemeinschaftsformen der Produktion innerhalb der von ihm unterschiedenen Wirtschaftszustände, ist so sehr sein Hauptinteresse, daß er diesen Fragen ausführliche Zusammenfassungen am Schlusse seiner Arbeit gewidmet hat. Wie er die geschichtliche Verschiedenheit der Wertbildung und die geschichtliche Verschiedenheit der Stellung des Kapitals darzustellen sucht, geht aus den bereits mitgeteilten Auszügen hervor. Schon das zeigt, wie er mit sicherem Instinkt den Vergleich gerade durch die allerwichtigsten Fragen von Bau und Leben des Wirtschaftskörpers, von Zustand zu Zustand hindurch verfolgte. Diese hervorragende Einstellung auf die Hauptfragen können auch die folgenden Auszüge zeigen, in denen die verschiedenartige Stellung des Unternehmers und der Unternehmung, die verschiedene Art der Preisbildung und die verschiedene Lage der Arbeiterschaft in Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft auseinandergesetzt wird.

Die Stellung des Produzenten.

„Solange der einzelne auf sich und seine Arbeitskraft allein und isoliert angewiesen bleibt, ist das Produktionsquantum, das er durch Bearbeitung des Stoffes schaffen kann, im Durchschnitt notwendig ein eng begrenztes und der Unterschied zwischen den einzelnen Produzenten in dieser Beziehung ein sehr geringer. Aber die Produktionskraft des einzelnen wächst in unberechenbarer Progression, sobald er sich mit anderen Arbeitskräften zum Zwecke der gleichen Produktion verbindet, sie steigt noch mehr, sobald der menschlichen Arbeitskraft die aus früherer Produktion ersparte Arbeit — das Kapital — sich zugesellt und die einzelne Arbeitskraft fremde Arbeitskräfte und Kapital vereint zu ihrem Vorteil benutzen kann, mit andern Worten, sobald der Produzent Unternehmer wird. Die Unternehmung, im wirtschaftlichen Sinne, als die ihrem Begriffe nach unbegrenzte Vereinigung von Arbeitskräften und Kapitalien zum Zwecke der Produktion auf eigene Rechnung und Gefahr ist daher

einerseits der gewaltigste Hebel der quantitativ immer zunehmenden Produktion und andererseits die Negation einer allgemeinen Beschränkung der individuellen Produktivkraft: wo das Recht der unbeschränkten Vereinigung jener produktiven Kräfte anerkannt wird, ist eine Beschränkung des individuellen Produktionsquantums auf ein gleiches Maß eine wirtschaftliche Unmöglichkeit. Der Wirtschaftszustand, in dem diese durchgeführt werden soll, darf daher jenes Recht nicht anerkennen und kann — das ist die weitere Folge — keine Unternehmer kennen.

Dies trifft in der Zunftorganisation auch zu. Die einzelnen Gewerbetreibenden sind, das ist ihr charakteristisches Merkmal, keine Unternehmer, sondern Arbeiter; die freie Vereinigung von Arbeitskräften und Kapital in einer Hand, diese Voraussetzung der Wirtschaftsunternehmung und das unfehlbare Mittel, die natürliche Ungleichheit zwischen den Einzelnen immer größer zu machen, war den Zunftmitgliedern nicht gestattet; das Kapital selber hat als solches keine werbende Kraft und keinen Anteil an dem Gewinn. Der Gewinn, den sie erzielten, hat daher auch nicht die Natur des Unternehmergewinns, mag man denselben als einen eigenen, der Grundrente, dem Arbeitslohn und Kapitalzins koordinierten Zweig des Nationaleinkommens oder nur als eine besondere, aus Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalzins zusammengesetzte Einkommensart auffassen. Will man jenen Gewinn unter moderne Wirtschaftskategorien bringen, so könnte man ihn nur als Arbeitsgewinn bezeichnen, obgleich, wie schon oben bemerkt wurde, er infolge des auf ihn influenzierenden Moments des standesgemäßen Gewinns nicht rein die Natur desselben hat. Grund- oder Kapitalrente aber dürfte in ihm schwerlich enthalten sein.“ (S. 78 u. 79.)

Die Preisbildung.

„Verringerung der Produktionskosten, Vergrößerung des Absatzes, das ist die Parole und das Feldgeschrei unserer Produktion. Für den Konsumenten ist die hierdurch bedingte Billigkeit des Einzelprodukts

allerdings ein Vorteil, der notwendig für ihn resultiert, und daß ihm dieser Vorteil werde, dafür sorgt in diesem Stadium der wirtschaftlichen Bewegung das eigene Interesse der Produzenten und das damit in engem Kausalzusammenhange stehende, durch die Gesamtheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, durch die freie Konkurrenz bedingte Gesetz des Marktpreises.

Für die mittelalterliche Produktion trifft dies Preisgesetz noch nicht zu. Seine Voraussetzung, die Gesellschaft der großen industriellen Produktion und der freien Konkurrenz, d. h. die moderne bürgerliche Gesellschaft, war damals noch nicht vorhanden. In bestimmt angeordneten, engen Schranken vollzog sich vielmehr die gewerbliche Produktion; kein Großbetrieb, keine freie Konkurrenz waren gestattet und die werbende Kraft des Kapitals durch eine Reihe von Präventivmaßregeln gehindert. Indem der einzelne weder durch freie Vereinigung von Kapital und Arbeitskräften, noch durch ungehinderte Vergrößerung seines Absatzes zum Nachteil seiner Mitproduzenten seine Produktion über ein, auf die Grenzen des Kleinbetriebes beschränktes Quantum vermehren konnte, fehlte einer der wesentlichen Faktoren der heutigen Preisbestimmung. In der Tat mußten unter solchen Verhältnissen die Preise der Produkte andern Regeln folgen.

Wir sind weit davon entfernt, diese Regeln hier eingehend untersuchen und den verschiedenen Momenten nachforschen zu wollen, die auf die Preise in jener Periode bestimmend einwirkten. Nur ein Moment, das, in der Wirtschaft der Gegenwart unbekannt, in der Zunftorganisation hervortritt und auf die Preise der Arbeit wie der Waren einen sehr wesentlichen Einfluß übte, dessen Existenz und wirtschaftliche Anerkennung zugleich die Preisregulierung im Interesse der Konsumenten zum Gegenstande besonderer Sorge machen mußte, müssen wir hier berühren. Es ist die Forderung des standesgemäßen Gewinns am Einzelstück, die, so undenkbar sie, als Recht der Produzenten, bei freier Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte ist, den damaligen wirtschaftlichen Anschauungen und Verhältnissen völlig konform erscheint" (S. 64 u. 65.)

„Wo das Arbeitsquantum des einzelnen beschränkt ist und andererseits diese Beschränkung der Arbeitskraft eben nur den Zweck hat, der Gesamtheit der selbständigen Produzenten ein ausreichendes, standesgemäßes Einkommen zu ermöglichen und zu garantieren, muß sich in die Bestimmungsgründe dieses Einkommens, in die Faktoren des Preises der Arbeit ein neues, auf die Lösung des anscheinenden Widerspruches zwischen Ziel und Mittel gerichtetes Moment einschieben. Dies die Beschränkung der Arbeitskraft ausgleichende Moment ist die Forderung des standesgemäßen Gewinns, der folglich, wenn auch in dem einfachen Arbeitslohn oder in dem Preise des Produkts als Preis der Arbeit tatsächlich mit gewährt, nichtsdestoweniger wirtschaftlich nicht die Natur des reinen Äquivalents der Arbeit, wie es in der Herrschaft der freien Konkurrenz der mittlere Gewerbsverdienst ist, hat.

Dieses Moment wirkt auch in anderer Beziehung auf die Natur des Preises ein: es läßt ihn nicht mehr als einen freien, sondern für Konsumenten und Produzenten als einen Zwangspreis und als eine Art von Monopolpreis erscheinen. Es mußte ferner auf die Art seines Bestimmtwerdens, die, wie oben entwickelt wurde, in dem System der freien Konkurrenz in der Weise erfolgt, daß aus dem freien und natürlichen Aufeinanderwirken der auf das Preisverhältnis bezüglichen wirtschaftlichen Verhältnisse der Preis als das notwendige Resultat dieser hervorgeht, einwirken. Sobald einmal die Forderung des standesgemäßen Gewinns, um den vorerwähnten Zweck zu erreichen, aufgestellt und außerdem die möglichst gleichmäßige Verteilung der Arbeit und des Ertrags derselben unter die Genossen durch zahlreiche Zwangsvorschriften, von denen später die Rede sein wird, erstrebt wurde, mußte man, um jene Forderung realisieren zu können, weiter zu einer direkten Feststellung des Preises der Arbeit und der Gewerbsprodukte geführt werden. Aus zwiefachem Grunde. Schon die Rücksicht auf die Produzenten mußte sie notwendig machen, weil jene Forderung, nach ihrem quantitativen Inhalt auf den persönlichen Verhältnissen der Produzenten basierend, sich nach den individuell verschiedenen Ver-

hältnissen derselben verschieden gestaltet und damit von vornherein die Ungleichheit, die bei freier Konkurrenz infolge jener auf die Bestimmung des Gewerbsverdienstes — als Teils der Produktionskosten — sehr erheblich influenzierender Verhältnisse auch in der Tat eintritt, hier aber vermieden werden sollte, ebenfalls hätte eintreten müssen.

Aber die Rücksicht auf das Interesse der Konsumenten mußte nicht minder dahin führen. Schon die Einführung des Zunftzwangsrechts brachte die Konsumenten in eine, was die Preisbestimmung für die Produkte angeht, nicht ungefährliche wirtschaftliche Abhängigkeit, der gegenüber die beschränkte Zulassung der fremden Konkurrenz doch nur ein sehr eng gezogenes Korrektiv war. Durch die Beschränkung der Produktivkraft der einzelnen Produzenten und die dadurch bedingte Forderung eines standesgemäßen Gewinns für dieselben, mußte aber vollends diese Gefahr höchst bedenklich werden. Diese Forderung birgt in sich das natürliche Bestreben, sich fortwährend zu steigern, und dies Bestreben war an sich um so leichter realisierbar, als der Zunftzwang die fremde Konkurrenz ausschloß oder doch mindestens sehr eng begrenzte, als er mithin die Konsumenten auf bestimmte Produzenten anwies und dies Zwangsverhältnis den Preis der Arbeit resp. der Produkte, wie vorbemerkt, zu einer Art von Monopolpreis machte. Wenn daher jenem Bestreben nicht anderweitig entgegengetreten wäre, hätte eine fortwährende Preissteigerung die Folge sein müssen. In der natürlichen Steigerung des Preises der Arbeit liegt an sich unter der Herrschaft der freien Konkurrenz kein Nachteil für die Konsumenten in bezug auf deren Preisinteresse, weil die Steigerung des Preises der Arbeit, herbeigeführt durch die zunehmende Produktionskraft und die infolgedessen größer gewordene Produktion, sich auf das größere Quantum von Produkten verteilt und so den Tauschwert und Preis des Einzelprodukts nicht erhöht. In jener Zeit aber, wo die Steigerung des ,,Preises der Arbeit" (d. h. der Arbeit und des standesgemäßen Gewinns) keine Vermehrung der Produktionsfähigkeit des Arbeiters involviert, sondern nichts weiter als eine

Steigerung des Gewinns gewesen wäre, die, weil die Produktion nicht vermehrt wurde, nur auf dasselbe Produktionsquantum einwirken konnte, und den Preis des Produkts somit erhöhen mußte, lag in der Tat in der so privilegierten Stellung der Produzenten die Gefahr und die Möglichkeit einer Benachteiligung der Konsumenten, deren Eintritt die Obrigkeit um so weniger hätte dulden können, als sie ja eben die Verhältnisse, aus denen diese Preissteigerung als notwendige Folge hätte resultieren müssen, nur aus Gründen des gemeinen Wohls, zugunsten der Produzenten und Konsumenten geschaffen oder doch gesetzlich sanktioniert hatte. Zwar gab es gegen dieselbe, wie schon oben bemerkt wurde, ein Korrektiv: die Konkurrenz fremder Produktion. Aber diese war eine sehr beschränkte und für manche Zünfte, nämlich die der Fleischer und Bäcker, Gewerbe, deren Produkte für den Marktverkehr jener Zeit wenig geeignet waren, so gut wie gar nicht vorhanden. Das gefährdete Interesse des konsumierenden Publikums mußte daher auf audere Weise geschützt werden. Dies geschah nicht durch Zulassung fremder oder einheimischer freier Konkurrenz, sondern, dem Geiste jener Zeit entsprechend, nur durch Regulierung der Preise." (S. 66 bis 69.)

Der Arbeiter.

„Was dagegen die Gesellen betrifft, so ist ihre wirtschaftliche Stellung allerdings eine wesentlich andere als heute. In jener Zeit bewegte sich die Produktion der gewerblichen Arbeit nur noch in den Formen der Handwerksarbeit und des Kleinbetriebs. Dem Gesellen, als der arbeitsuchenden, bloßen Arbeitskraft, stand noch nicht der mit dem Kapitalbesitz ausgerüstete Unternehmer gegenüber, der, wohl oder übel, durch die freie Konkurrenz und die von ihm unabhängigen Gesamtverhältnisse gezwungen, den Wert der Arbeit für den Arbeiter fortwährend herabzusetzen bestrebt sein muß, und den von dem Arbeiter eine für diesen im allgemeinen unüberwindliche Kluft scheidet; der Geselle, der Arbeiter jener Zeit, fand vielmehr

9*

Arbeit bei einem Meister als seinem Arbeitgeber, der selber wesentlich auch nur Arbeiter war und in dem Gesellen bereits den künftigen Genossen erblicken mußte. Bei den von der Gegenwart völlig verschiedenen Kapital- und Lohnverhältnissen hatte sich noch nicht der scharfe, feindliche Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herausgebildet, der, heute schon zum wirtschaftlichen Klassenunterschiede geworden, je länger je mehr die Kluft zwischen beiden erweitern muß. Die Gesellen von heute bilden, von den sehr wenigen Ausnahmen einzelner Gesellen des Handwerkerstandes abgesehen, einen eigenen selbständigen Stand, dessen Mitglieder in politischer Hinsicht zwar als frei, selbständig und den andern Ständen der bürgerlichen Gesellschaft gleichberechtigt anerkannt werden, in wirtschaftlicher Hinsicht aber zur Unfreiheit und Unselbständigkeit ohne Aussicht auf Veränderung dieses Zustandes verurteilt sind. Die Gesellen jener Jahrhunderte sind dagegen weder politisch noch wirtschaftlich ein eigener, selbständiger Stand, sondern eine bloße Altersklasse, der diejenigen angehören, die ausgelernt hatten, aber das Meisterrecht noch nicht erwerben wollten oder zur Zeit noch nicht erwerben konnten. Die Gesellenschaft tritt daher damals für den Arbeiter noch nicht als wirtschaftliches Endziel, sondern als bloße Durchgangsstufe für die später zu erreichende Meisterschaft auf. Hierauf beruht denn auch der Mangel jeden politischen Rechts, vor allem des Einungsrechts der Gesellen, hieraus erklärt sich auch, daß, wie uns die Geschichte der Zünfte lehrt, die Gesellen wenigstens zur Blütezeit des Zunftwesens trotz ihrer unfreien und unselbständigen Stellung nicht einmal das Bestreben zeigten, diese Stellung zu ändern und die Selbständigkeit zu erringen. Wo kein Stand und kein Standesbewußtsein vorhanden war, konnte auch nicht das Bedürfnis der rechtlichen Anerkennung in Stadt wie Wirtschaft entstehen. Im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung trat dies Bedürfnis allerdings hervor, und führte zum offenen Kampf der Gesellen gegen die Zunft, aber dies geschah erst, als sich allmählich das genossenschaftliche Schutzverhältnis zu lockern und zwischen Meister und Ge-

sellen ein wirtschaftlicher Klassenunterschied zu entwickeln begann, der die frühere Ausnahme immer mehr zur Regel werden und den Charakter der bloßen Durchgangsstufe für die Gesellenschaft verschwinden ließ. Diese Umwandlung der Verhältnisse begann, als das Zunftwesen schon seinen Höhepunkt überschritten hatte, und vollzog sich sehr langsam; es währt daher bis zum Ende des Mittelalters, ehe die politischen und wirtschaftlichen Gesellenkorporationen erscheinen. Für die Zeit, die die Basis unserer Untersuchung bildet, trifft noch das oben Gesagte zu.

Außer dieser Unselbständigkeit charakterisiert die Stellung der Gesellen vornehmlich noch ein zweites Moment, das ihr persönliches Verhältnis zum Meister betrifft. Während der heutige Arbeitnehmer mit dem Arbeitgeber in einem freien obligatorischen Verhältnis steht, dessen Gegenstand die Arbeitsleistung auf der einen und das Geldäquivalent auf der andern Seite ist, und der Natur dieses Verhältnisses gemäß die Essentialien wie Naturalien der freien Willensbestimmung der Kontrahenten unterworfen sind, beruht das Verhältnis der Zunftmeister und Zunftgesellen wesentlich auf der Idee der Herrschaft und des Dienstes, die, nachdem sie jahrhundertelang alle Verhältnisse in Deutschland beherrschte, noch in vielen Rechtsverhältnissen des Mittelalters zur Erscheinung kommt. Zwar war die Eingehung dieses Verhältnisses, wenn auch durch den Mangel der Freizügigkeit beschränkt, wesentlich noch von freier Willensbestimmung abhängig, aber einmal begründet, konnte das genau und nach allen Seiten hin für alle Gleichbestimmte durch den Willen der Kontrahenten nicht modifiziert werden.“ (S. 116 u. 117.)

Damit dürfte der Beweis geliefert sein, daß Schönberg sich schon 1867 über die methodische Aufgabe der wirtschaftsgeschichtlichen Zustandsvergleichung völlig klar war, daß er die drei durch Bücher bekannten Wirtschaftsstufen vollständig und richtig gekennzeichnet und sie als Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft benannt hat, endlich, daß er mit

glücklichem Scharfsinn die Wandlung der wirtschaftlichen Kategorien durch die verschiedenen Wirtschaftszustände verfolgt. Ja, während Bücher die „psychologisch isolierende Deduktion der klassischen Nationalökonomie" für die vergleichende Wirtschaftstheorie in den einleitenden Bemerkungen seiner Darstellung der Wirtschaftsstufen zwar fordert, aber nicht anwendet, denn er kommt über die morphologische Beschreibung der Stufen und über eine klassifizierend-vergleichende Begriffsbildung nie hinaus, versucht Schönberg mit frischem Zugreifen, namentlich etwa bei den Ausführungen über den Preis wirklich so etwas wie eine theoretische Durchdringung der verschiedenen Wirtschaftsstufen zu geben. Schönberg ist viel mehr Theoretiker gewesen, ehe er Historiker wurde, als das für Bücher zutrifft. Das rächt sich vielleicht bei dieser oder jener historischen Entgleisung, die nicht nur dem allgemeinen Zustande des damaligen wirtschaftsgeschichtlichen Wissens zugute gehalten werden kann, aber es gibt ihm den Vorsprung, wo es nicht auf die bloße Nachzeichnung äußerer Formen, sondern auf die eigentliche Denkleistung ankommt.

Es ist auch gar nicht wunderbar, daß die Theorie der durchgehenden Unterschiede von Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft schon in den sechziger Jahren entstand. Wenn es auf geistesgegeschichtlichem Gebiete überhaupt so etwas wie Notwendigkeiten gibt, mußte ein offener Kopf damals auf sie stoßen. Rodbertus hatte seine Oikentheorie aufgestellt und Wehrmann die alten Lübeckischen Zunftrollen herausgegeben. Die Hauswirtschaft war also beschrieben, die Stadtwirtschaft lag zum Greifen deutlich da. Dazu ging damals ein Strom sozialistischen Denkens durch die besten nationalökonomischen Köpfe in Deutschland, und wissenschaftlicher Sozialismus bedeutet notwendig die Betonung der geschichtlichen Eigenart der wirtschaftlichen Zustände im 19. Jahrhundert und also indirekt die Betonung, daß die wirtschaftlichen Zustände der Vergangenheit grundverschieden waren. Es ist mir erzählt, daß Schönberg vor der Abfassung der hier behandelten Arbeit eng mit Lassalle verkehrt hat. Er stand damit in einem Ideen-

kreis, der ihn weit über seine eigentliche Begabung hinausreißen konnte.

Wunderbar ist also nicht die Entdeckung der Theorie in den sechziger Jahren, sondern nur, daß eine solche Theorie wieder verloren gehen konnte. Zum Teil liegt das daran, daß sie nicht der Hauptgegenstand von Schönbergs Darstellung war, sondern seinen Ausführungen über die Wirtschaftsorganisation des Zunfthandwerks als Fundament zugrunde lag. Man hätte nachgraben müssen, um sie aufzudecken. Sie wurde verschüttet, weil ihr Urheber sie vergaß.

Denn in seinen Ausführungen über die Wirtschaftszustände im ersten Abschnitt seines eigenen Handbuches ist Schönberg zu den Stufen zurückgekehrt, die üblicherweise auf Friedr. List zurückgeführt werden, obwohl sie von Ad. Smith in breiter Ausführung den Kapiteln seines fünften Buches zugrunde gelegt sind. Er kannte seine eigene Jugendtheorie nicht mehr und hat für ihre Wiederbelebung durch Schmoller und Bücher so wenig Interesse gehabt, daß er deren Ausführungen unbeachtet läßt, obwohl er sie nennt.

Das ist gewiß ein psychologisches Rätsel, für dessen Erklärung zum Teil die spätere Entwicklung Schönbergs, wo er allein auf sich angewiesen war, verantwortlich gemacht werden muß. Der erste Grund zum Erstaunen aber ist, daß ein so glücklicher Jugendeinfall wieder völlig verloren gehen konnte. Derartiges kommt indessen vor, wenn der neue Gedanke noch nicht fest eingewurzelt ist und durch eine darüberkommende anderweitige Arbeitsfülle wieder überwachsen wird. Es scheint mir der äußerst lehrreiche Fall der zu frühen Berufung eines begabten Habilitanden vorzuliegen. Schönbergs Schrift über das Zunftwesen sollte seine Habilitationsschrift sein, „aber sie erfüllte diesen äußeren Zweck nicht, indem ich inzwischen dem ehrenvollen Rufe, den Lehrstuhl der Nationalökonomie der Königlichen Landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau einzunehmen, gefolgt bin" (S. 1). Das sagt vielleicht genug. Der jugendliche Ideenreichtum Schönbergs hat die verflachende Wirkung des vorzeitig ausgedehnten Vorlesungsbe-

triebes nicht ausgehalten: er gab die neuen Gedanken und Versuche auf und erging sich im wesentlichen in den bekannten alten Bahnen. So wurde die Theorie Schönbergs herrenlos. — Oder — Schönberg vergaß Lassale!

Wie gesagt, er hat seine Jugendtheorie so sehr vergessen, daß es zu seinen Lebzeiten geschehen konnte, daß sich Schmoller und Bücher über ihre Prioritätsansprüche an der Schönbergschen Stufentheorie auseinandersetzten. An dieser Stelle wird das psychologische Rätsel des Falles beinahe undurchdringlich.

Für Schmoller bedeutet seine Wiederaufnahme der Schönbergschen Theorie nur ein einzelnes Kapitel seines großen wirtschaftsgeschichtlichen Lebenswerkes. Er hat die Theorie durch die Aufnahme von Zwischenstufen äußerlich verändert und sich ihren methodischen Gehalt niemals ganz zu eigen gemacht, denn er bleibt Historiker und wird nicht zum vergleichenden Theoretiker. Für Bücher aber ist die Theorie von den drei Wirtschaftsstufen das eigentliche Lebenswerk selbst, das Kernstück seines Ruhms, den man wegen dieser Theorie für dauernd begründet halten konnte.

Bücher hat Schönberg in keinem wesentlichen Punkte geändert und nichts für die Theorie als solche Wesentliches hinzugebracht. Bücher hat zweifellos reichlich Material zur tatsächlichen Beschreibung herangetragen, er hat Einzelheiten ergänzt und ausgebaut und mit bewußtem Lehrgeschick eine feste Ordnung in das Ganze gebracht. In allem, was Sache des historischen Fachmannes ist, ist Bücher über Schönberg zweifellos hinausgekommen. Aber Schönberg hat die eigentlichen Gedanken gehabt und Schönberg hat die Überlegenheit des scharfen eindringenden Theoretikers, wo Bücher nur mit äußerlicher Gründlichkeit sorgfältiger beobachtet und beschreibt. Man wird gewiß nicht daran denken, den Studenten künftig allein Schönberg an die Hand zu geben, weil von ihm die ursprüngliche Fassung der Stufentheorie stammt. Bücher behält die Vorzüge der klaren Zusammenfassung und des an Einzelheiten reichen geschichtlichen

Bildes. Aber der Urheber der Stufentheorie ist Bücher nicht. Sie trägt seinen Namen zu unrecht.

Daß Bücher Schönberg kennt, ist zweifellos. Ebenso zweifellos ist, daß er das Vorbild Schönbergs niemals deutlich hervorgehoben hat[1].

Ich möchte vorziehen, einen Fall unbewußter Rückerinnerung anzunehmen. Aber es bleibt auf jeden Fall ein psychologisch merkwürdiges Kapitel aus der Geschichte der Wissenschaft, wie eine Theorie von so grundlegender Bedeutung auftauchen und wieder verschwinden konnte und wie sie zu Lebzeiten des Entdeckers, ohne daß er sich rührte, als selbständige Theorie bei zwei Männern wieder auftauchen konnte, die beide infolge der besonderen Richtung ihrer Studien auf die mittelalterliche Gewerbegeschichte die erste Fassung der Theorie einmal besonders eingehend durchgearbeitet haben müssen.

---

[1]) Bücher hat auf diese Feststellungen sachlich zur Entschuldigung einzig hervorgehoben, daß er in einer Polemik mit Schmoller das Verdienst Schönbergs um die Stadtwirtschaft betont habe. Es handelt sich aber nicht um die Stadtwirtschaft, sondern um die stillschweigende Übernahme der ganzen Theorie, in allen Auflagen der „Entstehung der Volkswirtschaft." Dr. Heinrich Braun hat überdies nachgewiesen, daß die Behauptung Büchers, er habe sich früher „pflichtschuldig auf Schönberg bezogen" nicht zutrifft. Vgl. „Zum Prioritätsstreit über die Theorie der Wirtschaftsstufen. Eine Auseinandersetzung zwischen Karl Bücher und Johann Plenge" und Dr. Heinrich Braun, „Karl Büchers polemische Sitten" im 5. Bande der Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung.

VII.

Die islamitische Stadtwirtschaft[1]).

Von Heinrich Schurtz.

Der märchenhafte Schimmer, der die orientalische Kulturwelt in den Augen der abendländischen Völker umstrahlt und eine bunte Fata Morgana unendlicher Reichtümer, seltsamer Zaubermacht und sorgloser Lebensfreude am Horizonte des Denkens emporsteigen läßt, entspringt wohl zum Teil dem Prunk der Fürstenhöfe mit ihren goldenen und diamantenen Schätzen und der Erinnerung an jene Tage, als in den Hallen der Kalifen zu Bagdad alle Güter der Erde zusammenströmten; aber nicht minder tief haben die in den Basaren aufgestapelten Waren, bunte Teppiche, glänzende Waffen, Goldschmuck und blitzende Steine die Phantasie erregt und jene Vorstellungen von orientalischer Pracht und Fülle erzeugt, die in so grellem Gegensatz zur Wirklichkeit stehen. Wer mit diesen Vorstellungen einen Basar betritt, wird immer enttäuscht sein und sich vergebens nach der erträumten Herrlichkeit umsehen. Es ist möglich, daß in den Tagen der islamitischen Kulturblüte die Wahrheit mehr seinen Träumen entsprochen haben würde, möglich, aber nicht allzu wahrscheinlich; liegt doch das prahlerische Ausbreiten wertvoller Waren, die nur die Aufmerksamkeit mächtiger, aber schlecht zahlender Kunden auf sich ziehen würden, gar nicht im Wesen des Orientalen, so wenig wie das Errichten prunkvoller Hallen und Verkaufsläden, wo eine einfache Budenreihe ihrem Zweck ebenso gut entspricht. Im allge-

[1]) Ersch. unter dem Titel „Das Basarwesen als Wirtschaftsform" in der Zeitschrift für Sozialwirtschaft, Berlin 1901, S. 145 ff., IV. Jahrgang.

meinen verraten denn auch die Berichte der Reisenden, die orientalische Basare besucht haben, eine mehr oder weniger große Enttäuschung, wenigstens sobald die Erzähler ehrlich ihrer wirklichen Empfindung Ausdruck geben und sich nicht verpflichtet glauben, unter jeder Bedingung Entzücken zu heucheln und die Phrasen, auf die sie sich nun einmal vorbereitet hatten, dem geduldigen Papier anzuvertrauen. In beiden Fällen aber ist auf eine eingehende und schlichte Schilderung der Zustände in den Basaren, auf einen wahrheitsgetreuen Einblick in das Wesen der ganzen Einrichtung nicht zu rechnen.

Und doch sind die Basare der größten Aufmerksamkeit wert. Sie sind der sichtbare Ausdruck einer bestimmten, in ihrer Art sehr charakteristischen Wirtschaftsform, die schon als Gegensatz zur europäischen Wirtschaftsweise den Blick der Forscher auf sich ziehen müßte. Aus den Berichten der Orientreisenden ist, von einigen Ausnahmen abgesehen, wie gesagt, wenig Belehrung zu schöpfen, und dem ist es wohl zuzuschreiben, daß das Basarwesen bisher weder bei den Ethnographen noch bei den Nationalökonomen die gebührende Beachtung gefunden hat. Wenn ich im folgenden versuchen will, einen kleinen Einblick in diese Verhältnisse und ihre Beziehungen zur übrigen Wirtschaftsweise der islamitischen Völker zu geben, so stütze ich mich dabei zum guten Teile auf persönliche Beobachtungen in einigen Städten Tunesiens und Algeriens. Das ist leider keine breite Grundlage, und es ist mir infolgedessen auch gar nicht möglich, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln, wenn ich auch versucht habe, durch Benutzung aller sonstigen mir zugänglichen Quellen die eigene Anschauung zu erweitern und zu vertiefen; aber es wird doch ein Anfang gemacht sein, auf dem hoffentlich von denen weitergebaut werden wird, die dauernde Gelegenheit zu gründlichen Studien an Ort und Stelle besitzen. Zudem scheinen gerade im Basarwesen die Unterschiede zwischen den verschiedenen Ländern des Orientes nicht so bedeutend zu sein, daß die Beobachtungen in dem einen Gebiete für die Erkenntnis der Zustände in einem andern wertlos wären.

Wer aus dem Gassengewirr von Tunis hinaustritt und in der Ferne die Hügel von Karthago schimmern sieht, oder wer die steilen Gassen Constantines zur alten Burg Massinissas emporsteigt, dem drängt sich machtvoll das Bewußtsein auf, daß er hier auf dem Boden alter Kulturblüte steht, und daß die islamitische Schicht nur oberflächlich tiefere, seit Jahrtausenden wirkende Einflüsse überdeckt. Man sollte meinen, daß dem Studium dieser oberen Schicht eine gründliche Untersuchung der früheren Verhältnisse vorausgehen müßte. In gewissem Sinne ist das zweifellos richtig. Aber anderseits hat doch die islamitische Kultur- und Wirtschaftsweise etwas so Einheitliches, ist in den Hauptzügen so übereinstimmend in Nordafrika wie in Persien oder Kleinasien, daß die Nachwirkungen lokaler älterer Zustände keinesfalls sehr stark sein können. Die islamitischen Städte, mögen sie auf den Trümmern früherer Siedelungen erbaut sein, wie Tunis, oder erst zur Eroberungszeit neu gegründet, wie Kairuan, sind sich in ihrem Wesen ungemein ähnlich; die dennoch vorhandenen Unterschiede beruhen, wie wir sehen werden, zum guten Teil auf den natürlichen Bedingungen der Lage. Das erinnert einigermaßen an die Verhältnisse in Deutschland, wo ja ebenfalls die alten römischen Munizipien nicht als Vorbilder der um das zwölfte Jahrhundert entstehenden Städte gedient haben, sondern selbst an der alten Stelle, aber nach dem neuen Muster erst wieder entstanden sind.

Die islamitischen Städte Nordafrikas zerfallen sämtlich in drei Hauptteile, nämlich die Burg (Kasbah), die in der Regel auf dem höchsten Punkte liegt und gegenwärtig meist als Kaserne der französischen Besatzung dient, in den Basar oder, wie er in Nordafrika durchweg heißt, den Suk mit den angrenzenden Geschäftsstraßen, und endlich in den Teil, der mehr oder weniger ausschließlich aus Wohnhäusern besteht; dazu treten dann meist noch Vorstädte von mehr gemischtem Charakter. Diese Art der Einteilung entspricht allerdings nicht der herkömmlichen mit ihren verschiedenen Quartieren, Judenvierteln usw., ist aber vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus die

einzig richtige und charakterisiert zugleich das Wesen der Städte in schlagender Weise: der Teil der Stadt, wo Handel und Gewerbe getrieben wird, ist verhältnismäßig scharf von dem bei weitem größeren geschieden, der nur aus den Wohnungen aller Bewohner, auch der im Geschäftsviertel tätigen, zusammengesetzt ist. In den europäischen Städten ist zwar auch etwas von dieser Trennung zu bemerken, gewisse Straßen enthalten vorwiegend Läden, andere Wohnhäuser, aber von einer solchen Folgerichtigkeit wie in den Städten der islamitischen Kulturwelt ist nicht die Rede. Früher war allerdings die Ähnlichkeit etwas größer, da die Handwerker in bestimmten Gassen beisammen zu wohnen pflegten, wie das noch jetzt viele Straßennamen erkennen lassen; aber einen Suk als Mittelpunkt des gewerblichen und kaufmännischen Treibens besaßen die mittelalterlichen Städte nicht, höchstens gewisse Anfänge dazu, wie die „Gewandhäuser", „Kaufhäuser" u. dgl.

Man kann die Suks als die Seelen der nordafrikanischen Städte bezeichnen, in denen sich fast das gesamte äußere Leben der Bewohnerschaft abspielt, wenigstens soweit sie männlichen Geschlechtes ist. Ein großer Teil der Einwohner ist im Suk der Handwerker oder Händler tätig. Es gibt zweifellos in den meisten Städten auch zahlreiche Ackerbürger, die die Felder rings um die Stadt bebauen, wie man das besonders in Kairuan beobachten kann; andere besitzen Herden von Kamelen, Eseln und Ziegen, was ebenfalls in Kairuan am deutlichsten zu erkennen ist, und mögen ihr wirtschaftliches Dasein auf diese Grundlage stützen. Aber auch diese besuchen wenigstens in ihren Mußestunden den Suk, weniger um zu kaufen, als um am öffentlichen Leben ebenfalls teilzunehmen. Zweifellos erklärt sich aus diesen Verhältnissen der eigentümliche, sozusagen ungeschäftsmäßige Ton, der in den Suks herrscht, soweit nicht europäische Einflüsse umbildend gewirkt haben: Was sich in den Suks an Besuchern aufhält, sind nur zum kleinsten Teile Kunden, die irgend ein Geschäft oder einen Kauf abschließen wollen; in der Hauptsache sind es Leute, die hier ihre Zeit hinbringen und sich in ihrer Art unterhalten

möchten. Wollten die Kaufleute in aufdringlicher Weise Käufer anlocken, so würden sie das Wesen der ganzen, so tief mit dem Leben des Volkes verbundenen Einrichtung stören, das Verweilen im Suk unbehaglich gestalten und bald den allgemeinen Unwillen auf sich ziehen. Daher die klassische Ruhe der Verkäufer in den festen Läden der Suks. Nur die wandernden Händler, die man nicht an ihrer bestimmten Stelle aufsuchen kann, die Wasserverkäufer, Blumenhändler, Obsthändler, Zuckerbäcker usw. lenken durch Rufe die Aufmerksamkeit auf sich, enthalten sich aber ebenfalls — wenigstens gegenüber Eingeborenen — jeder Zudringlichkeit.

Wenn also die Suks in gewissem Sinne die wichtigsten Teile der Städte sind, wie sehen sie aus und wie sind sie beschaffen? Die Antwort ist nicht so ganz leicht, ja man könnte bei einer oberflächlichen Betrachtung meinen, daß es zwei ganz verschiedene Arten von Suks gebe[1]). Aber in Wahrheit handelt es sich bei diesen Unterschieden nur um eine Anpassung an die natürlichen Verhältnisse des Ortes: wo die Stadt an einen Hügel angebaut ist, wie meist in Nordafrika, schmiegen sich die Suks der Lage an und gewinnen einen anderen Charakter als in den Städten, die in der flachen Ebene liegen, wie etwa Kairuan. Es ist zu vermuten, daß sich die natürlichste, ursprünglichste Form des Suks in den Städten der Ebene finden wird, wo dem Gutdünken der Erbauer kein Hindernis entgegenstand; deshalb dürfte der Suk von Kairuan, der Typus einer solchen Form, zunächst die Aufmerksamkeit verdienen. Der Vergleich mit den Verhältnissen der Hügelstädte wird dann um so lehrreicher sein.

Die Suks von Kairuan, wie man wohl richtiger statt der Suk sagen muß, bilden ein zusammenhängendes Ganze, einen Gebäudekomplex, der sich aus mehreren einander durchkreuzenden Hallenzügen zusam-

[1]) Daß gewisse Gegensätze auch in andern Ländern der islamitischen Kulturwelt vorkommen, beweisen die Verhältnisse in Turkestan. In Taschkend besteht ein einheitlicher Basar, in Buchara mindestens 50 einzelne, die nicht miteinander zusammenhängen. Vgl. Moser, Durch Zentral-Asien S. 165.

mensetzt, und ungefähr einen quadratischen Umriß besitzt. Die Gänge, alle nur in der Höhe eines Stockwerkes, sind überdacht und an beiden Seiten mit Werkstätten und Läden versehen; das Licht fällt durch Öffnungen der Bedachung herein. Dieses Sukgebäude, wenn man es so nennen kann, ist schwerlich auf einmal entstanden, sondern wie eine Bienenwabe durch Anbauten allmählich erweitert worden. Es bildet den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens, gewisse Handwerker und Händler halten sich vorwiegend hier auf; aber es ist eben nur ein Mittelpunkt, an dem sich manches andere anschließt. So ist die Hauptstraße der Stadt, die an den Suks vorüberzieht, ebenfalls dicht mit Werkstätten und Verkaufsbuden besetzt, und auch an den übrigen Seiten des Gebäudes quillt das Geschäftsleben gewissermaßen in die nächsten Straßen über. Sobald man sich allerdings etwas weiter von den Suks entfernt, gelangt man in die einsamen Wohngassen, in denen, von einigen noch zu erwähnenden Ausnahmen abgesehen, keinerlei gewerbliche oder kaufmännische Tätigkeit betrieben wird.

In den Hügelstädten, als deren vorzüglichster Typ wohl Tunis gelten darf, sind die Grundzüge im ganzen dieselben, aber mit einer charakteristischen Ausnahme: das Aneinanderbauen der Sukgassen zu einer großen Gebäudemasse ist hier nicht möglich, vielmehr müssen sich die Suks dem naturgemäß gegebenen Bauplan dieser Städte anpassen. Größere Straßen, in denen sich der geschäftliche Verkehr entfalten kann, sind aber in der Hauptsache nur in zwei Richtungen denkbar; sie führen entweder hügelaufwärts nach der Kasbah hinauf und sind dann zwar wichtige Lebensadern, aber unbequem steil oder sie ziehen sich in gleicher Höhe am Abhang hin und haben dann den Vorzug ebener Lage. Es ist verständlich, daß sich die Straßen der zweiten Art, in denen allein ein bequemes Umherwandern möglich ist, fast ausschließlich zu Suks umgebildet haben. Die steilen Hauptstraßen enthalten, ebenso wie die schon oben erwähnte Hauptstraße in Kairuan, meist Ausläufer des Geschäftslebens der Suks, Lebensmittelläden, vereinzelte Handwerkerbuden u. dgl., daneben auch wirk-

liche Wohnhäuser. Auch die Suks sind nicht ganz scharf von den Wohnstraßen getrennt. Wenn man eine der Quergassen entlang geht, die in ihrem mittleren Teile in einen Suk umgewandelt ist, dann kündigt sich der Suk schon einige Zeit, ehe man ihn erreicht, durch vereinzelte Läden und Werkstätten an; an den Häusern erscheinen Vordächer, stellenweise ist einmal ein Teil der Straße roh mit Stangen und Palmblättern überdeckt, bis dann endlich der eigentliche Suk beginnt, der durch ein mehr oder weniger solides Dach in eine Art geschlossenen Gang oder eine langgestreckte Halle umgewandelt ist.

Wie natürlich und selbstverständlich die Anordnung der Suks in den Querstraßen der Hügelstädte ist, zeigt das Beispiel Algiers, wo das arabische Element ganz aus den untern Teilen der Stadt verdrängt ist; rein von selbst aber haben sich die breiten, ebenen Querstraßen des Hügelabhanges, die ehemals die Suks enthielten, in Geschäftsstraßen verwandelt, die mit Säulengängen versehen sind und in denen sich nun ebenfalls, ganz nach Art der Basare, ein europäisches Geschäft dicht an das andere reiht.

Wer die Einrichtung der Suks im einzelnen studieren will, findet hierzu die beste Gelegenheit in Tunis. Hier haben viele Generationen an den Suks gebaut wechselnder Geschmack und wechselnde Mittel haben ihre Spuren hinterlassen, Einflüsse verschiedener Art mögen bei genauerer Untersuchung nachweisbar sein. Gerade diese Mannigfaltigkeit aber macht es möglich, die Grundzüge der Erscheinung festzustellen.

Jeder Suk besteht aus einer Doppelreihe von Buden, wie ich die Bauwerke der Kürze halber nennen will, die nach der Gasse offen sind; in Nordafrika ist der Name Hanût für sie gebräuchlich. Der Ausdruck Bude empfiehlt sich deshalb, weil die Gelasse wenigstens in ihren einfacheren Formen in der Tat unseren Marktbuden sehr ähnlich sind, während Namen wie Laden, Werkstätte oder Verkaufsstand immer nur für einen Teil der Fälle zutreffen. In ihrer einfachsten Form ist die Basarbude nichts weiter als ein kubischer Raum ohne alle innere Gliederung, der von einer Rückwand, zwei Seitenwänden und einem Dach um-

schlossen, nach der Gasse hin aber vollständig offen ist. Aus Holz und Lehm oder auch aus Mauerwerk aufgeführt, sind diese Buden für die ärmlichsten Teile der Suks charakteristisch. Manchmal sind die Räume auch dadurch gewonnen, daß sie in den Mauern massiver Häuser ausgespart sind, besonders an jenen Stellen, wo die Wohnstraßen in die eigentlichen Suks übergehen; oft sind es dann nicht viel mehr als elende Löcher, in denen der Insasse nur kauernd verweilen kann, ja es kommen kellerartige, halb unterirdische Gelasse vor. In Susa sah ich einen Flickschuster in einem derartigen Loch arbeiten, das kaum größer war, als er selbst, und ein ähnlicher Troglodyte, der anscheinend mit alten Hufeisen handelt, haust neben dem Eingang der berühmten Brücke von Constantine.

Diese Mauerlöcher sind indessen Ausnahmen. Die besseren Sukgassen bestehen nur aus dicht aneinandergereihten Buden, an denen sich die verschiedenen Entwicklungsformen dieser Bauwerke vorzüglich studieren lassen. Die einzelnen Formen aber sind kaum jemals wirr durcheinander gemischt, sondern es sind immer ganze Reihen gleichartiger, anscheinend auch zu gleicher Zeit aufgeführter Buden vorhanden. Die verschiedenen Formen dürften sich nur zum Teil aus dem Bedürfnis der Insassen erklären. Es gibt Buden, zu denen Stufen hinaufführen, die gleichzeitig als Sitze für die Besucher dienen können, andre, bei denen seitlich vorspringende Postamente oder nischenartige Räume zu demselben Zweck benutzt werden. In vielen Fällen sperrt eine steinerne Schwelle oder der hölzerne Ladentisch die Bude nach dem Suk hin vollständig ab, es kommt sogar vor, daß die ganze Vorderseite von einem hölzernen Gitter versperrt wird, durch das erst eine Tür in den eigentlichen Ladenraum führt. Häufiger ist der Innenraum durch ein Gitter oder einen Verschlag in eine vordere und eine hintere Hälfte geteilt; die hintere dient meist als Magazin, bei besonders großen Läden ist sie aber auch wohnlich eingerichtet, mit Divans versehen und zum Aufenthalt für bessere Kunden bestimmt. In andern Buden ist ein Vorratsraum dadurch gewonnen, daß im oberen Teil des Innern ein Verschlag angebracht

ist. In Tunis kommt das fast nur in Kaufläden vor, in Constantine aber gibt es zahlreiche „zweistöckige" Schusterwerkstätten, in deren unterem Raum meist eine größere Gesellschaft arbeitet, während oben in drangvoller Enge noch ein vereinzelter Schuster, vielleicht ein alter Junggeselle oder kinderloser Mann, sein Handwerk treibt. Auch in anderer Beziehung zeigen sich Unterschiede. Manchmal ist eine Reihe von Buden so gebaut, daß nicht die ganze Vorderwand fehlt, sondern sich nur eine große türartige Öffnung nach dem Suk hin auftut; ein andermal macht der ganze Suk den Eindruck einer Säulenhalle, wie z. B. die Gasse der Schneider in Tunis; hier tragen die Säulen ein fortlaufendes Gesims, auf dem das Dach der Gasse ruht, die Werkstätten aber öffnen sich zwischen je zwei Säulen ohne jeglichen Zwischenbau nach dem überdachten Wege. In diesem Falle ist ein Satteldach aus hölzernen Balken errichtet, die der Länge nach derartig mit Brettern belegt sind, daß zwischen den klaffenden Spalten genügend Licht in die Tiefe dringt; bei andern Suks sind ähnliche, nur ganz flache Dächer vorhanden. Es gibt auch Gassen, die von einem geschlossenen Steingewölbe überdeckt sind und ihr Licht durch vereinzelte Öffnungen dieses Gewölbes erhalten. In einigen nordafrikanischen Städten, wie Fez oder Bengasi, sollen auch manche Suks laubenartig von Rankengewächsen übersponnen sein[1]), in ärmlicheren Gassen müssen Leinwandstücke und Lumpen genügen. Man muß bei alledem bedenken, daß diese Dächer vor allem Schutz gegen die Sonnenglut gewähren sollen; gegen den Regen sind die einzelnen Buden durch ihr solides Dach leidlich gesichert, und die Käufer und guten Bekannten finden in ihnen ebenfalls Zuflucht.

Die Überdachung führt es mit sich, daß die Sukgassen fast wie ein einziges Gebäude erscheinen; wo längere Reihen von Buden nach einheitlichem Muster gebaut sind, machen sie in der Tat eher den Eindruck einer Zimmerreihe als den von einzelnen Bauwerken,

---

[1]) Dr. Décugis i. Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, II, S. 127 — H. Grothe, i. Globus Bd. 70, S. 237.

die ihrerseits erst den Suk zusammensetzen. Am meisten gilt das, wie erwähnt, von dem Basar der Steppenstadt Kairuan, aber die eigentlichen Sukgassen der Hügelstädte haben meist ebenfalls einen derartigen geschlossenen Charakter. Sie werden auch vielfach in diesem Sinne als einheitliche Komplexe behandelt, indem man sie nachts durch Tore absperrt, nachdem bereits die einzelnen Buden durch vorgesetzte Holztüren mit oft zahlreichen und abenteuerlichen Schlössern vor unliebsamen Besuchern geschützt worden sind. In Tunis wo manche Suks zugleich als unentbehrliche Verkehrswege dienen, läßt sich das System natürlich nicht streng durchführen, wohl aber in Kairuan. Der Schluß erfolgt spätestens mit Sonnenuntergang, da eine Beleuchtung der Suks oder gar Arbeiten bei Licht nicht üblich ist; infolgedessen endet denn auch die wirtschaftliche Tätigkeit wenigstens der männlichen Bewohnerschaft schon am Spätnachmittag.

Über die Frage, wem die Basarbuden gehören, ist nicht so leicht Klarheit zu erlangen, anscheinend sind sehr verschiedene Eigentumsverhältnisse möglich; feste Regeln bestehen nicht. Wie schon aus der Gleichartigkeit ganzer Budenreihen hervorgeht, kommt es vor, daß ein Grundbesitzer oder Kapitalist eine ganze Anzahl dieser Gebäude errichtet und sie dann vermietet. So gehören die Buden des Suk-el-Bey in Tunis alle dem Bey, der indessen neuerdings einige davon verkauft haben soll, ob an die Insassen oder an Kapitalisten, war nicht zu ermitteln. Am Bab Suika hat der Adoptivsohn des Bey eine Reihe gleichartiger Buden erbauen lassen, an einer anderen Stelle hat sogar die Pferdebahngesellschaft, die ein Gassengewirr durchbrechen mußte, die neue Straße mit einer solchen Reihe besetzt, in der sich vorwiegend Topfhändler niedergelassen haben. Andre Buden gehören zweifellos den Insassen, das dazugehörige Land ist wohl meist nach islamitischem Rechte auf ewige Zeiten gepachtet. Auch fromme Stiftungen u. dgl. erscheinen als Budenbesitzer.

Als die charakteristischste Eigenart der Basare bezeichnet man gewöhnlich die Erscheinung, daß die Verkäufer bestimmter Waren und die Handwerker

10*

gleichen Berufes stets nebeneinander hausen und am liebsten je eine Sukgasse ausschließlich besetzen, die dann nach den Insassen ihren Namen führt. Im allgemeinen ist das wohl richtig; aber gerade, daß diese eine Besonderheit von den Berichterstattern immer so stark betont wird, kann sehr leicht zu recht falschen Schlüssen verleiten. Es handelt sich hier offenbar nicht um einen Zwang von oben, auch nicht um ein Herkommen, das zum festen Gesetz geworden ist, sondern um einen Brauch, der sich von selbst aus praktischen Gründen entwickelt haben mag und aus ähnlichen Gründen in der Hauptsache festgehalten wird. Wer Schuhe kaufen will, geht eben nach dem Suk, wo die Schuster beisammen hausen und trifft dort seine Wahl; der Schuhmacher, der sich an irgend einer anderen Stelle niederließe, würde kaum auf Kundschaft rechnen können, denn gerade das Umherschlendern im Suk, die erhebende Empfindung des Auswählens aus der Masse des Angebotenen gehört ja unbedingt zum Kaufe als angenehmer Gegensatz zu dem fatalen Augenblick des Bezahlens, der so lange wie möglich hinausgeschoben wird. Rascher erwirbt man nur die Dinge des alltäglichen Bedarfs, die Lebensmittel vor allem, und es ist denn auch sehr bezeichnend, daß gerade die Brothändler, die Fleischer usw. nicht in bestimmten Suks beisammen wohnen, sondern daß ihre Buden ziemlich regellos unter die andern eingestreut sind, obwohl sie dann auch gerne zu zweien oder dreien nebeneinander stehen. Auch wer sonst auf diese Dinge nicht achtet, wird beim Durchwandeln der Suks von Zeit zu Zeit durch zweifelhafte Düfte und das Schwirren enormer Fliegenschwärme daran erinnert, daß er sich wieder einmal einem Fleischerladen nähert. Ein Teil des Fleisch-, Brot-, Frucht- und Gemüsehandels liegt übrigens in den Händen umherziehender Verkäufer.

Wie wenig in der Tat das Zusammenwohnen der Berufsgenossen als unumstößliches Gesetz empfunden wird, geht am besten aus den Namen der einzelnen Suks hervor. Man müßte annehmen, daß sie durchgängig nach den Insassen benannt wären; aber in Wirklichkeit hat ein beträchtlicher Teil der Namen gar

nichts mit dem Berufe der Bewohner zu tun, wie das schon der oben erwähnte „Suk des Bey" andeutet. Es gibt in Tunis einen Sukel-Irbâ, dessen Bezeichnung daran erinnert, daß er ehemals als Sklavenmarkt gedient hat, ferner einen Suk-el-Grana, d. h. den Suk der Livorneser Juden, die sich bei ihrer Einwanderung mit Vorliebe hier angesiedelt haben, usw. In Tripolis ist ebenfalls von einer regelrechten Bezeichnung der Sukgassen nach den Inhabern nicht die Rede[1]). Tatsächlich ist ja auch selten ein Suk ganz von den Angehörigen eines Berufes ausgefüllt, und eben so selten beschränkt sich andererseits ein Beruf auf eine einzige Gasse. In Tunis sind z. B. wohl die Fezmacher und allenfalls die Schneider in ihren Suks ziemlich geschlossen vereinigt, aber für die zahllosen Schuhmacher bietet ihr Hauptsuk bei weitem nicht Raum genug, so daß sie sich nach anderen Suks und auf die angrenzenden Verkehrsstraßen ausgedehnt haben. Die wenigen noch vorhandenen Waffenschmiede sind wieder viel zu gering an Zahl, um die Buden ihrer Gasse ganz zu besetzen.

Die Insassen der Suks zerfallen vom wirtschaftlichen Standpunkte in zwei große Gruppen, in die Handwerker, die zugleich Produzenten und Verkäufer sind, und in die Kaufleute, also die Zwischenhändler. Der Name Handwerker ist für die meisten Angehörigen der ersten Gruppe auch in dem engeren Sinne, den ihm Karl Bücher gegeben hat, durchaus berechtigt: sie verarbeiten in der Hauptsache eigenes Material, und zwar in der Regel auf Vorrat, nicht auf feste Bestellung. Sie sind weitaus die interessantesten Bewohner der Suks und sollen in folgendem hauptsächlich berücksichtigt werden. Wahrscheinlich mag auch die Art, wie die Kaufleute ihre Waren beziehen, nicht ohne merkwürdige Besonderheiten sein, aber ich habe darüber, da Beobachtung der Tatsachen nicht möglich war, nur wenig ermitteln können; dieses Wenige wird an seiner Stelle erwähnt werden. Bei manchen allgemeinen Bemerkungen, z. B. über die Beteiligung der verschiedenen Rassen und Stämme am Berufsleben,

[1]) Grothe, Tripolitanien S. 14.

lassen sich auch beide Gruppen zusammenfassend behandeln. Neben den Handwerkern, die innerhalb der Suks wohnen, sind dann die andern ergänzend zu nennen, die fast stets außerhalb der eigentlichen Suks in Nebengassen, Vorstädten u. dgl. ihren Beruf treiben.

Die zahlreichsten der in den Suks tätigen Handwerker sind in Nordafrika die Schuhmacher, die Schuhe aus farbigem Leder verfertigen. Die Ursache dieser Erscheinung ist keineswegs ein enormer Verbrauch von Schuhen im Lande selbst, der vielleicht durch irgend welche äußere Ursachen herbeigeführt würde, sondern wir haben es hier mit einem alten, durch beständige Übung zu hoher Blüte gelangten Gewerbe zu tun, das den Bedarf umfangreicher, leider nicht genau zu bestimmender Gebiete mit seinen Überschüssen deckt. Die eigentliche Grundlage des Gewerbes und der mit ihm eng verbundenen Sattlerei und Taschenmacherei ist die Gerberei und die Kunst, das Leder zu färben, die wieder ihre eigenartige Geschichte hat. Wo sie zuerst erfunden worden ist, bedarf noch gründlicherer Untersuchung. Blühend und weitberühmt erscheint die Lederfärberei im Mittelalter im maurischen Spanien, vor allem in Kordova (daher der Name Corduan für farbiges Leder), wandert dann mit vertriebenen Mauren nach Marokko (daher Maroquin) und Nordwestafrika überhaupt, und gelangt endlich im weitern Verlaufe der Geschichte bis nach dem Sudan, wo sie von den Mandingo und den Haussa aufgenommen und erfolgreich betrieben wird[1]. Auf den Beruf der Gerber und Lederfärber, der nicht in den Suks ausgeübt wird, ist noch zurückzukommen. Zweifellos liefern die einheimischen Gerber der verschiedenen Städte den Schuhmachern die Hauptmasse des erforderlichen gefärbten Leders, doch scheint daneben ein nicht unbeträchtlicher Lederhandel zu bestehen; so wird das gelbe Leder, das man in Fez verarbeitet, teilweise aus Ägypten bezogen[2], und selbst aus dem Sudan gelangen farbige Leder bis Tripolis[3]. Noch weit bedeutender scheint die Ausfuhr

[1]) Vgl. darüber mein „Afrikanisches Gewerbe" S. 91.
[2]) Graf Pfeil i. Globus, Bd. 73, S. 237.
[3]) Grothe, Tripolitanien und der Karawanenhandel, S. 23.

farbiger Schuh- und Lederwaren aus den nordwestafrikanischen Städten zu sein, die zunächst schon das umliegende flache Land und die kleineren Städte versorgen, dann aber auch große Mengen in die übrigen islamitischen Länder und nach dem Sudan versenden und selbst in Europa und Amerika einen Markt finden. Diercks gibt an, daß aus Marokko im Jahre 1885 für 785 000 Mark fertige Schuhwaren ausgeführt wurden, 1890 noch für 386 000 Mark[1]). Nur so erklärt sich die außerordentliche Zahl von Schuhmachern in Städten wie Tuniş und Constantine oder in Kairuan, wo ich allein über 100 Werkstätten zählte. Die Ausfuhr wird natürlich durch Kaufleute vermittelt, indes ist es mir nicht gelungen, über das Verhältnis zwischen diesen Kaufleuten und den Schuhmachern ganz ins Klare zu kommen. Vielleicht ist die einfachste Möglichkeit auch die häufigste: die Schuhmacher verarbeiten selbstgekauftes Leder und fertigen Schuhe auf Vorrat, aus dem sich dann sowohl die einzelnen Kunden das ihnen Passende aussuchen (denn nach Maß wird ja nicht gearbeitet), wie auch die Großkaufleute.

Daneben aber herrscht ein anderes, für die Handwerker weniger angenehmes System, daß eine Art Rückfall auf die Stufe des Heimwerks und andrerseits einen Schritt nach der Fabrikarbeit hin bedeutet: der Kaufmann liefert die Rohstoffe und der Handwerker gibt die fertigen Waren ab, wobei dann natürlich der Preis der Arbeit nach Möglichkeit herabgedrückt wird. Ob dieses System gerade den Schuhmachern gegenüber häufig angewendet wird, war nicht festzustellen. Die Tatsache, daß die Waren in den offenen, mit ihrem ganzen Inhalt leicht zu übersehenden Werkstätten anscheinend alle dem Publikum zur Auswahl zur Verfügung stehen, spricht nicht dafür.

Die Werkstätten selbst mit ihren niedrigen Schemeln und dem kleinen dreibeinigen Arbeitstisch sollen hier nicht genauer geschildert werden. Merkwürdiger in wirtschaftlicher Hinsicht ist die Differenzierung der Lederarbeit; allerdings stimmen hier meine eigenen Beobachtungen mit den Angaben langjähriger Be-

[1]) Marokko, S. 165.

wohner des Landes nicht ganz überein. Es wird behauptet, daß zunächst die Schuhmacher in zwei Gruppen zerfallen, in solche, die nur Männerschuhe fertigen und in solche, die ausschließlich Fußbekleidungen für Frauen herstellen, und von ersteren verarbeiten manche nur gelbes, manche nur rotes Leder. Aber eine so scharfe Trennung besteht keinesfalls; es mag einzelne Schuster geben, die sich ganz und gar einer einzigen Schuhsorte widmen, aber bedeutend häufiger sind doch die vielseitigeren Charaktere, in deren Werkstätten eine größere Auswahl herrscht. Viel entschiedener ist die Grenze zwischen den Schuhmachern und den Taschenmachern, wie ich sie der Kürze wegen nennen will, da sie hauptsächlich zierlich ornamentierte Ledertaschen, daneben aber auch lederbesetzte Taschenspiegel u. dgl. verfertigen; sie sind ihrerseits mit den Sattlern nahe verwandt. Das Gewerbe der Taschenmacher ist viel weniger verbreitet als die Schuhmacherei und blüht vorwiegend in Tunis, in schwachen Resten auch noch in Algier. Anderswo, wie in Susa, hängen wohl an einzelnen Basarbuden bunte Ledertaschen zum Verkauf, aber sie stammen aus Tunis und sind Waren des Zwischenhandels, wie der übrige Inhalt der Buden, bunte Taschentücher, europäische Stoffe usw. In Kairuan gibt es einige Taschenmacher, aber sie treten gegenüber dem Heere der Schuster ganz zurück; in Susa sind übrigens auch die eigentlichen Schuhmacher schon wenig zahlreich, die meisten Buden mit Schuhwaren scheinen Zwischenhändlern zu gehören.

Den Verarbeitern des bunten Leders stehen ein paar andere Berufe gegenüber. In Tunis gibt es eine nicht unbedeutende Zahl von Schuhmachern, die Schuhe nach europäischer Art aus den entsprechenden Ledersorten bereiten; es sind sämtlich Juden, während die „Korduaner" sämtlich arabischer Herkunft sind. Ein besonderes, sehr geringfügiges Gewerbe ist das der Eimermacher, die aus rohem Leder die merkwürdigen, mit schlauchförmigem Ansatz versehenen Eimer fertigen, mit deren Hilfe man das Wasser aus den Ziehbrunnen zum Bewässern der Felder heraufzieht. Ein Anhängsel des Schustergewerbes sind endlich die

Flickschuster, meist kümmerliche Existenzen, die auf irgend einer Treppe oder in einem Straßenwinkel ihr armseliges „Lohnwerk" betreiben; der wirkliche Schuhmacher im Suk gibt sich mit dem Ausbessern grundsätzlich nicht ab.

Eine zahlreich vorhandene Gruppe Gewerbetreibender, die stets in den eigentümlichen Suks hausen, sind die Schneider; anscheinend nicht scharf von ihnen getrennt sind die Gewandsticker, die auf den besseren Arten von Kleidern Seidenstickereien anbringen. Die Schneider arbeiten nicht in solchem Maße auf Vorrat, wie die Schuhmacher, wohl nicht deshalb, weil ein Anmessen der Kleider üblich wäre, sondern weil der Stoff für einen großen Vorrat fertiger Kleider zu kostspielig sein würde. Der Kunde kauft die Stoffe, die Seide und die Knöpfe, nur selten wird der Schneider selbst ermächtigt, diese Einkäufe für den Kunden zu machen. Der Meister schneidet die Stoffe zu, näht aber nie selbst, sondern überläßt diese Arbeit seinen Gesellen. Es gibt arabische und jüdische Schneider, wenigstens in Tunis. Die Gewandsticker, die anscheinend wieder vielfach im Auftrag der Schneider arbeiten, bedürfen eines Gehilfen, der ihnen beim Sticken die Seidenfäden stramm zieht, doch helfen sich alleinstehende Leute dadurch, daß sie die Fäden an die Fußzehen befestigen und sie durch Ausstrecken des Beines anspannen.

Neben dem Lohnwerk der Schneider besteht noch ein Handel mit fertigen Kleidern, der wohl teilweise in unmittelbarer Beziehung zum Schneidergewerbe steht; es sind teils die Schneider selbst, teils Stoffhändler, bei denen diese Gewänder ausliegen, teils endlich werden sie durch Ausschreier an den Mann gebracht. In Tunis ist es der Suk des Bey, wo sich jeden Vormittag eine erregte, durcheinander wirbelnde Masse von Käufern und Gaffern um die Ausschreier drängt, die sich, mit Kleidungsstücken auf Armen, Schultern und Köpfen beladen, unter lauten Rufen hin- und herbewegen, die Stoffe von den Umstehenden befühlen lassen und den zahlreichen Frauen, die sich rings auf den Stufen der Läden niedergelassen haben, zuvorkommend ihre Waren zur Prüfung darbieten. In Con-

stantine sah ich ein ganz ähnliches Schauspiel. Gekauft wird im Verhältnis zur Zahl und dem anscheinenden Interesse der Anwesenden nicht viel; es scheint sich hier um eine Einrichtung zu handeln, die den Genuß des Wählens und Feilschens möglichst vielen gestattet und wohl mehr in diesem Umstand ihren Halt findet als in den geschäftlichen Vorteilen. Die Ausschreier sind ein besonderer Stand und rufen wohl auf Wunsch auch andere Waren aus, die man ihnen übergibt. Aus ihrem Berufe heraus mag sich der des Auktionators entwickelt haben; in Tunis ist er eine halbamtliche Persönlichkeit, die von der Regierung ebenso wie die Ausschreier beaufsichtigt wird. Auf europäischen Einfluß geht das nicht zurück, denn selbst im afrikanischen Sudan sind Auktionen üblich[1]).

Im allgemeinen mischte sich die Regierung des Bey von Tunis in der Zeit vor der Besetzung des Landes durch die Franzosen wenig in die inneren Verhältnisse der Suks, abgesehen von der Besteuerung, die ganz summarisch nur die Buden berücksichtigte. Sie ist neuerdings (1884) dahin geregelt worden, daß die vor dem Jahre 1863 errichteten Buden monatlich 0,25 Piaster zahlen, die später errichteten 0,50, außerdem wird im Mai ein Zuschlag von 0,83 Piaster erhoben; für jede Bude, die in den Suks neu errichtet wird, sind als einmalige Abgabe 100 Piaster zu zahlen, für Buden, in denen gebratene Fische u. dgl. verkauft werden, 50 Piaster. Im übrigen kümmert sich der Staat grundsätzlich nicht um die Aufrechterhaltung der Verhältnisse, die für das Basarwesen charakteristisch sind, also das Zusammenbleiben bestimmter Berufe in den Gassen der Suks oder die Beschränkung des Einzelnen auf seinen Erwerbszweig; es herrscht völlige Gewerbefreiheit, wie das ebenfalls nach der französischen Okkupation durch ein besonderes Gesetz bestätigt worden ist, daß jedem Kaufmann oder Handwerker gestattet, in jedem beliebigen Quartier der Stadt ein Geschäft zu eröffnen, sofern er sich nur anmeldet und die gesetzliche Steuer zahlt. Nur einem Gewerbe gegenüber hat der Staat von jeher eine auffallende, den betreffen-

[1]) Das Afrikanische Gewerbe, S. 127.

den wahrscheinlich sehr unwillkommene und lästige Fürsorge gezeigt, freilich nicht um es zu heben, sondern in der Hauptsache um das Möglichste aus ihm herauszupressen; das ist das Gewerbe der Gold- und Silberschmiede, das sich ganz in jüdischen Händen befindet. Ein Amin war als Oberaufseher über den „Suk der Kleinode" gesetzt, hauptsächlich um die Wertsachen zu schätzen und dafür eine Abgabe von 4,25% des Wertes zu erheben, wovon wieder ihm selbst 1% als Einnahme zugewiesen war, während der zugezogene Sachverständige 0,75% erhielt und 2,5% in die Staatskasse flossen. Wer als öffentlicher Ausrufer Gold- und Silbersachen verkaufen wollte, mußte zwei Bürgen stellen und durfte seine Waren nur in Gegenwart des Amin vom Auftraggeber übernehmen, wobei natürlich wieder der Staat Gelegenheit fand, die Steuerschraube anzusetzen. Auch sonst gab es noch allerlei Beschränkungen und Verordnungen. Um diese Verhältnisse in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung richtig zu schätzen, muß man bedenken, daß der Ankauf von Schmucksachen und Kleinodien für den Orientalen etwas ganz anderes bedeutet, als für den Europäer der Gegenwart; der Schmuck aus Edelmetall und wertvollen Steinen bildete die sicherste, wenn auch zinsenlose Kapitalanlage, da man ihn stets bei sich tragen und im Notfall leicht verstecken kann[1]; nur in dem Momente, wo diese Kapitalien durch Kauf angelegt werden, sind sie für den Staat faßbar, und dieser nutzt dann die günstige Gelegenheit entsprechend aus.

Was sonst an Handwerkern in den Suks vertreten ist, hat die zweifelhafte Aufmerksamkeit der väterlichen Regierung des Bey weniger auf sich gezogen. Eine kleine Ausnahme bilden allenfalls noch die Chuachis, die Fez- oder Chechiamacher, eine Besonderheit der Hauptstadt Tunis und vielleicht die ihrem Wesen nach vornehmste Gruppe der arabischen Handwerker. Sie besitzen einen Amin und zehn Beisitzer, die wohl ursprünglich von der Regierung ernannt sind, sich nunmehr aber selbst ergänzen, und

[1]) Vgl. darüber meinen „Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes, S. 119.

deren Aufgabe es ist, Streitigkeiten zu verhüten und über das Wohl ihrer Zunft zu wachen. Jeder Meister hat seine eigene Fabrikmarke, die beim Bey angemeldet und beim Amin deponiert werden muß; Chechias fremder Herkunft dürfen nicht mit diesen Marken bezeichnet werden. Auch noch eine andere Besonderheit zeichnete dieses Gewerbe aus: die in Tunis gefertigten Feze mußten alle nach der Stadt Zaghuan gebracht werden, die das ausschließliche Recht hatte, sie zu färben, worauf sie zur völligen Fertigstellung und zum Verkauf nach Tunis zurückkamen. Bei der Fürsorge für die Fezmacher spielen wohl weniger fiskalische Rücksichten mit, als der Wunsch, das besonders geschätzte Gewerbe, dessen Erzeugnisse den echten Tunesern als eine Art nationales Abzeichen gelten, vor unlauterem Wettbewerb zu schützen. Die französische Regierung hat dieses Bestreben mit Bewußtsein aufgenommen und weiter durchgeführt.

Über die anderen in den Suks oder in deren Nähe arbeitenden Handwerker kann ich mich kürzer fassen. Es ist hierbei immer wieder zu bemerken, daß die geschätzten einträglicheren Gewerbe in den Suks selbst betrieben werden, die geringeren in den in der Nähe der Suks liegenden Teilen der Verkehrsstraßen, vereinzelt wohl auch in den Vorstädten; vielfach ist in diesem Sinne eine entschiedene Differenzierung eingetreten. So hausen die vornehmsten Eisenarbeiter, die Waffenschmiede, in den Suks selbst, die Grobschmiede dagegen in den Nebenstraßen; in Kairuan sind an den Komplex der Suckgassen zwei kleine, aus armseligen Lehmbuden zusammengesetzte Gassen, die mit Knüppeln und Reisig roh überdacht sind, für die Grobschmiede angebaut. Die Technik dieser Leute ist äußerst primitiv, Vorräte zum Verkauf schienen nicht vorhanden zu sein. Die Grobschmiede sind Araber, nur in Tunis gibt es auch jüdische Schmiede, die sich aber in gewerblicher Beziehung nicht von ihren arabischen Genossen unterscheiden und wie diese hauptsächlich Ausbesserungen vornehmen, allenfalls auch Pflüge und Hacken fertigen. Die Waffenschmiederei ist übrigens infolge des europäischen Wettbewerbs stark in Verfall. Dasselbe gilt von der Aristokratie

des Gewerbes der Holzarbeiter, von der Kunsttischlerei, die jetzt zum guten Teil von eingewanderten Maltesern, Juden u. dgl. nach europäischer Art betrieben wird; die roheren Formen der Holzarbeit sind dagegen noch in den Händen der Eingeborenen. Da ist zunächst der Pflugmacher zu nennen, der aus dem zähen Astholz der Oliven kunstlose Stiele für die Pflüge herstellt und stets einen Holzvorrat im Hintergrunde seiner armseligen kellerartigen Werkstatt liegen hat, ferner der Kamelsattelmacher, der auch wie der Pflugmacher nur außerhalb der Suks oder selbst in den Vorstädten zu finden ist, der Kistenmacher, der viereckige Truhen fertigt und mit den herkömmlichen rohen Ornamenten in Rot und Grün bemalt, endlich der vornehmere seltene Schüsselmacher, der aus einem ganzen Holzstück mühsam die Schüsseln für die Nationalspeise, den Kuskussu, aushöhlt. Auch Sandalenschnitzer finden sich vereinzelt in ärmlichen Arbeitshöhlen, anscheinend nur ältere Leute, die sich erst an ihrem Lebensabend dem leichten Gewerbe zugewendet haben. Ein anderes „Gewerbe der Alten" ist das Flechten von Strohbändern, aus denen dann die riesigen Körbe hergestellt werden, in die man die Kamelslasten verpackt.

Ein ähnlicher Rückgang gerade der höchsten Formen des Gewerbes scheint auch bei den Verarbeitern des Messings und Kupfers eingetreten zu sein; die Kunsthandwerker, die so zierliche Gefäße und Gerätschaften aus diesen Stoffen zu fertigen wußten, sind sehr selten geworden, während man die Kessler, die auch nur in der Nähe der Suks hausen, noch ziemlich häufig in primitivster Weise ihr Handwerk betreiben sieht.

In aller Kürze mögen noch die Siebmacher genannt sein, die in Tunis außerhalb der Suks arbeiten, während die fünf Siebmacher von Kairuan sich innerhalb der Suks am Ende einer der Gassen niedergelassen haben. Vereinzelt sieht man noch Mühl- und Wetzsteinmacher, Formdrechsler, Fächermacher. Alle diese Gewerbetreibenden arbeiten vor aller Augen in ihrer offenen Werkstätte, und was sie verkaufen, sind Produkte ihrer Tätigkeit.

Aber es werden in den Suks auch Handwerkserzeugnisse verkauft, die nicht an Ort und Stelle gefertigt sind. Bei der Besprechung der Lederarbeiter sind schon einige dieser Fälle erwähnt worden. Das wichtigste, auch in anderer Beziehung merkwürdigste Beispiel bieten indessen die Topfhändler, die in Tunesien fast niemals selbst ihre Ware herstellen, sondern sie meist aus dem kleinen Töpferorte Nabeul, im Süden auch von der Insel Djerba beziehen. In Nabeul besteht ein uraltes Ortsgewerbe, dessen Erzeugnisse vielfach an karthagische Formen erinnern, und von hieraus wird fast der ganze Bedarf Nordtunesiens an Töpfen, Tonlampen, Trommeln, Flaschen, Schüsseln usw. gedeckt[1]).

Auch die Fleischer in den Suks sind meist Zwischenhändler. Die Großschlächter kaufen auf dem Viehmarkt ein und bringen das Vieh nach den Schlachthäusern, wo es nach gesetzlicher Vorschrift geschlachtet werden muß. Man könnte meinen, daß die Einrichtung derartiger Häuser auf europäischen Einfluß zurückginge, indes finden sie sich auch in den marokkanischen Städten und in andern islamitischen Gebieten. Unter den Großschlächtern gibt es Araber und Juden, auch Malteser; nicht selten vereinigen sich Araber und Juden, schlachten gemeinsam und teilen das Stück in der Weise, daß die Juden das Vorderviertel, die Araber das Hinterviertel erhalten. Das Fleisch wird dann an die Kleinhändler abgegeben, die in den Suks und den benachbarten Gassen ihre meist sehr primitiven und unsauberen Läden besitzen; fast stets ist der Raum vorn durch den Ladentisch abgeschlossen, auf dem ein Teil des Fleisches ausliegt, während andere Stücke oben darüber an einem mit Hacken besetzten Querholz hängen. Einige dieser Händler scheinen nur Fett zu verkaufen. Außerdem gibt es fliegende Fleischhändler, die einige mit Bindfaden umschnürte Fleischstücke mit gellendem Geschrei in den Straßen ausbieten.

Die Fleischverkäufer bilden also schon einen

[1]) Vgl. darüber E. Masson, i. Bull. Soc. Geogr. Commerc. de Paris 1896, S. 102 ff.

Übergang zu den eigentlichen Kaufleuten, über die im ganzen wenig zu sagen ist. Als die vornehmsten unter ihnen scheinen die Spezereihändler zu gelten, die in dem überall vorhandenen „Suk der Wohlgerüche" ihre Läden haben. Von einer scharfen Trennung der einzelnen Handelszweige ist nicht die Rede, wenn auch natürlich die Mehrzahl der Händler sich auf eine bestimmte Warengattung oder Warengruppe beschränkt. Am meisten Interesse bieten noch die Produkte der Hausindustrie, die in den Läden erscheinen, so in Kairuan die berühmten Teppiche, die von den Frauen in den Häusern gefertigt werden, ferner die Stricke und Geflechte aus Halfa, die Körbe und Matten; auch Töpfe werden vielfach in den Kram- und Produktenläden nebenbei mit feilgehalten.

Eine besondere Gruppe bilden die Händler mit Holzkohlen, über deren Geschäftsbetrieb ich einiges Nähere ermitteln konnte. Die Holzkohlen werden in besonderen Köhlereien, die in den waldigen Distrikten des Landes liegen und meist im Besitze wohlhabender Städter oder Landbewohner sind, zur günstigen Jahreszeit gebrannt und dann auf den Kohlenmarkt zum Verkauf gebracht. Hier kann jedermann kaufen; die Zwischenhändler wissen sich indessen dadurch Verdienst zu schaffen, daß sie größere Mengen aufkaufen und dann im Winter, wenn Kohlenmangel eintritt, wieder im einzelnen veräußern. Nun hat sich im tunesischen Kohlenhandel ein sehr interessanter Vorgang abgespielt, der einen kleinen Einblick in die Art und Weise gewährt, wie der Handel mit bestimmten Waren zu einer Art Stammesmonopol werden kann, wenn nicht Eingriffe von oben die Entwicklung hindern. Ein Teil der Kohlenhändler bestand aus Mozabiten, also aus Angehörigen jenes ketzerischen Stammes der nördlichen Sahara, der namentlich in Algerien infolge seiner kaufmännischen Talente bereits ganze Handelszweige an sich gerissen und sich selbst dem jüdischen Wettbewerb gewachsen gezeigt hat. In Tunis nun suchten die mozabitischen Kohlenhändler den Preis der Kohlen so zu steigern, daß ihre Tuneser Kollegen lahmgelegt wurden, verfuhren also ganz nach dem berühmten System der Ringbildung; ein Gesetz vom 21. Mai 1874 aber

setzte diesem löblichen Unternehmen, das natürlich nach dem Sieg der Mozabiten zu einem bedeutenden Steigen der Kohlenpreise im Kleinhandel und zu einem Herabdrücken der Preise im Einkauf geführt haben würde, durch die Bestimmung ein Ziel, daß die Mozabiten nur noch an einem einzigen Wochentage einkaufen durften, die übrigen Kohlenhändler an einem andern, die unmittelbaren Konsumenten dagegen täglich. Schon vorher (1872) waren die Verhältnisse des Kohlenmarktes in der Weise geregelt worden, daß die Regierung einen Amin und sechs Ausrufer über ihn setzte und außerdem 20 Träger bestimmte, die allein das Recht hatten, die Kohlen nach den Häusern der Käufer zu bringen. Sie mußten eine Kaution hinterlegen und wurden nach einer festen Taxe bezahlt.

Das Bild der Suks wäre nicht vollständig, wenn nicht die Moscheen erwähnt würden, die oft dicht am Wege stehen und zu denen aus der Dämmerung der Sukgassen Stufen hinaufführen, vor allem aber die Cafés, die nicht beisammen, sondern in den verschiedenen Suks als willkommene Erholungsstätten verstreut liegen. Beide, Moscheen und Cafés, sind nicht ohne Bedeutung für die gewerblichen Verhältnisse, ja ihr Dasein scheint in gewissem Sinne einen Ersatz für die vielfach so gut wie ganz fehlende Organisation der Handwerker zu bilden; jede Gruppe von Gewerbetreibenden und Kaufleuten hat nämlich ihre Lieblingsmoschee und ihr Lieblingscafé, so daß auf diese Weise ein wenn auch lockrer Zusammenschluß erreicht, eine gemeinsame Anschauung und eine Art Korpsgeist befördert wird.

Nicht alle Handwerker finden wir, wie schon erwähnt, in den Suks oder den vom Basarwesen mehr oder weniger infiltrierten Nebengassen: die Gewerbetreibenden, die größere Vorrichtungen und Gerätschaften benutzen müssen, für die im Raum einer Basarwerkstätte kein Platz sein würde, schließen sich nicht an die Suks an, sondern haben ihre Betriebe teils vereinzelt, teils gruppenweise in andern Stadtteilen. Es handelt sich naturgemäß meist um Lohnwerker, die entweder von Zwischenhändlern oder unmittelbar vom Publikum beschäftigt werden. Vereinzelt liegen nament-

lich die Mühlen, die von Maultieren getrieben werden und die mit ihrem leisen Summen und Klingeln die Stille so mancher einsamen Wohnstraße angenehm unterbrechen. Auch die Bäckereien sind aus guten Gründen nur einzeln vorhanden. Die Araber bereiten sich das Brot im Hause und senden es dann erst zum Bäcker, und zwar kostet in Tunis das Backen eines Brotes, wenn es von den Leuten selbst gebracht und wieder abgeholt wird, einen halben Sou, wenn es dagegen der Bäckerjunge holt und bringt, einen ganzen; die Abrechnung erfolgt am Ende der Woche. Anders steht es mit den Färbereien, die wenigstens in Tunis eine eigene Straße haben, an die sich die hofartigen Betriebe mit ihren Bottichen und in den Boden gemauerten Kesseln wie kleine Nebengassen anschließen. Die Färber arbeiten meist für Kaufleute (wohl Tuchhändler), die einen viel geringeren Preis zahlen als das gewöhnliche Publikum. Eine Differenz besteht insofern, als die arabischen Färber nur Tuche aus Wolle oder Baumwolle färben, und zwar meist mit Indigo, die jüdischen dagegen nur Seidengarn und Seidenstoffe. Weber waren in größerer Zahl nur in Susa zu sehen, teils in kleinen Werkstätten, die in der Nähe der Suks an den Verkehrsstraßen lagen, teils in größeren hallenartigen Räumen, deren sich mehrere an einer Straße in der Gegend der Stadtmauer befanden. Die darin Arbeitenden sollen nicht auf gemeinschaftliche Rechnung weben, sondern das Lokal nur gemeinsam benutzen, im übrigen aber selbständig sein. Ziegelbrennereien sind sehr zahlreich in der nächsten Umgebung der Stadt Kairuan[1]). Von Gerbereien endlich ist in der Stadt Tunis wenig zu sehen, was an sich sehr merkwürdig ist, da doch die Gerberei und Lederfärberei als Grundlage des blühenden Ledergewerbes ebenfalls bedeutsam hervortreten müßte. Das Rätsel löst sich einigermaßen, wenn man erfährt, daß das Gewerbe anscheinend künstlich zerstört worden ist, indem die Regierung die Gerberei zum Monopol erhob, das sogenannte Dar el-Geld war mit diesem Monopole

[1]) Genaueres darüber in meiner Studie über Kairuan in den „Deutschen Geographischen Blättern", Bd. 23.

betraut und war nebenbei noch das Zentrum einer Reihe anderer Plackereien und Finanzkünste. Erst 1888 ist das Gerbmonopol wieder aufgehoben worden, ebenso die Abgabe von 25% des Werts, die das in Kairuan gegerbte Leder zahlen mußte[1]). Aus dieser letzten Angabe erhellt schon, daß in Kairuan die Privatgerberei fortbestanden hat, und der Augenschein bestätigt das vollkommen. Die Gerbereien liegen hier in der Nähe der Stadtmauer, die mehrere Durchlässe für den Ablauf des aus den Gerbhöfen fließenden Schmutzwassers besitzt; die Höfe selbst sind von niedrigen Säulenhallen umgeben, für die meist Stümpfe antiker Säulen verwendet sind. Lebhafter Betrieb scheint aber nirgends zu herrschen, einige Gerbereien waren ganz zerfallen. Malerischer als die Gerbereien von Kairuan liegen die von Constantine hoch am Rande der herrlichen Rummelschlucht, auf deren steilen Wänden das herabfließende Gerb- und Färbwasser mißfarbige Streifen gebildet hat. Hier in Constantine war es mir auch einmal möglich, den Handel zwischen Gerbern und Schuhmachern zu beobachten. Eine lange Reihe von Gerbern, mit gefärbten Fellen über Armen und Schultern, hatte sich in der Gerbergasse aufgestellt, ihnen gegenüber stand handelnd und feilschend eine vielleicht doppelt so zahlreiche Reihe von Schuhmachern von denen sich nach und nach einzelne mit ihrem Einkauf entfernten. Die Verhandlungen gingen im ganzen würdevoll und ohne überflüssigem Lärm vor sich.

In den bisherigen Erörterungen ist schon manches gestreift worden, was sich auf die Organisation der Gewerbetreibenden bezieht. Offenbar sind zwei Arten der Organisation möglich, indem sich entweder die Berufsgenossen selbst zu Schutz und Trutz zusammenschließen oder indem die Regierung Aufseher über bestimmte Gewerbe setzt. Daß letzteres vorkommt, haben wir an den Juwelieren und Fezmachern gesehen; auch die Bäcker oder wohl richtiger die Brothändler haben ihren Amin, der auf richtiges Gewicht achtet

[1]) Die betreffenden Gesetze finden sich bei A. Sebaut, Dictionnaire de la legislation Tunisienne.

und die Preise bestimmt. Was sonst von Aminen vorkommt, sollen Handwerker des betreffenden Gewerbes sein, die von der Regierung ernannt werden, Streitigkeiten schlichten, aber keine Entschädigung erhalten. Aber vollständig durchgeführt ist diese Art behördlicher Organisation keinesfalls, wenigstens nicht in Tunesien; ob in Marokko, wo nach Lenz jedes Handwerk seinen Amin besitzen soll[1]), scheint mir zweifelhaft, da eine gewisse Gewerbefreiheit für die islamitische Welt charakteristisch ist und außerdem manche kleine Gewerbe, die von wenigen armen Teufeln ausgeübt werden, einer besonderen Organisierung kaum verlohnen. Der Hauptmasse der Sukinsassen gegenüber wird ja das fiskalische Interesse ganz einfach durch eine Versteuerung der Buden gewahrt. Möglicherweise herrschten früher insofern andere Grundsätze, als die Handwerker bei der Verteidigung der Städte gegen Angriffe als geschlossene Gruppen aufgeboten wurden und dann auf jeden Fall eines Führers bedurften.

Viel schwerer als über die Eingriffe der Regierung ist über die selbständige Organisation der Berufsgenossen Klarheit zu erlangen. Vielfach ist wohl überhaupt keine vorhanden, oder sie wird durch jenes vertrauliche Verhältnis einigermaßen ersetzt, wie das durch den Besuch gemeinsamer Cafés und Moscheen und schon durch das bloße Nebeneinanderhausen hervorgerufen werden muß. Dazu kommt, daß manche Gewerbe sich auch als Rassen- oder Stammesgewerbe ausgebildet haben, wie schon mehrfach erwähnt worden ist. So sind alle Schuster in Constantine Kabylen, in Kairuan Araber; in Algerien sind die Kleinhändler meist Mozabiten. Die jüdischen Handwerker dürften angesichts des straffen Zusammenhaltes, den ihnen der Kultus gewährt, kaum ein Bedürfnis nach besonderer Organisation der Berufsgenossen haben. Von der Schuhmacherei steht außerdem fest, daß sie gleichzeitig Familiengewerbe ist. Die Lehrlinge des Meisters sind in den seltensten Ausnahmefällen

[1]) Lenz, Timbuktu I, S. 256. Auch in Alexandria sollen alle Berufsarten, selbst die Stiefelputzer, ihren Schêch haben, der die Steuern eintreibt (Sourbeck, Ägyptische Straßenbilder, S. 50).

Fremde, die wohl nur ganz besonderer Begünstigung ihre Aufnahme danken. In der Regel arbeitet er zusammen mit seinen Söhnen oder nächsten Verwandten, so daß oft eine Schuhmacherwerkstatt alle Altersstufen einer Familie vom ehrwürdigen Großvater bis zum winzigen Enkelkind enthält. Auch ein korporatives Zusammenhalten ist zweifellos. Streitigkeiten untereinander legt man tunlichst ohne Anrufung der Gerichte bei, die Preise regelt man nach Übereinkunft und unterbietet sich gegenseitig niemals; Eindringlinge in den Beruf werden nicht geduldet, sondern durch geeignetes Verhalten zum Aufgeben ihrer Absicht genötigt, obwohl die Regierung sich nicht in diese Dinge mischt. In ähnlich geschlossener Weise stehen in Tunis die Seidenfärber zusammen, weniger die Blaufärber, die gelegentlich auch einen Fremden als Lehrling aufnehmen. Aber eigentliche Zünfte mit regelrechter Vertretung nach außen bilden auch diese gewerblichen Gruppen nicht, wenigstens nicht in Tunesien; alle Bemühungen, in dieser Hinsicht Näheres zu erfahren, waren vergeblich, offenbar weil eben keine wirkliche Organisation besteht. Ob es sich hier in Tunis einfach um einen Rückfall handelt und anderswo die Verhältnisse anders liegen, bedarf noch genauerer Untersuchung.

Durch die bisherigen Ausführungen ist das Basarwesen als eigenartige Wirtschaftsform wohl genügend charakterisiert. Es fragt sich nun, wie man sich die Entstehung dieser Form zu denken hat, die ja an sich, da die Entwicklung in andern Ländern einen ganz abweichenden Verlauf genommen hat, nicht als selbstverständlich gelten darf.

Im allgemeinen wird man wohl das Richtige treffen, wenn man die Basare als festgewordene Märkte bezeichnet; soweit die Städte aus Märkten hervorgegangen sind, wären sie dann also nur Anhängsel der Basare, ja stellenweise mag das selbst von der Stadtburg oder Kasbah gelten, die gewiß hier und da erst zum Schutz der aus dem Markte entspringenden Ansiedlung angelegt ist. Viele dieser Burgen stammen freilich aus alter Zeit, und es mag sich umgekehrt erst unter ihren Mauern die Stadt nachträglich entwickelt

haben. An Übergängen zwischen dem Markt und seinen beweglichen Buden und den festen Hanûts der Suks fehlt es nirgends. Auch im Namen tritt die Verwandtschaft zutage. In den Oasenorten der Sahara, wo es keine eigentlichen Basare gibt, führen die gewöhnlichen Märkte den Namen Suk. Basare, die insofern noch einen marktartigen Betrieb haben, als in ihnen nur an einem oder zwei Tagen der Woche Handel getrieben werden darf, scheint es zwar in Nordafrika nicht mehr zu geben, aber wenigstens in Turkestan kommen sie noch heute vor[1]).

In Wirklichkeit darf man freilich die Basare nicht als einen Ersatz der Märkte bezeichnen, sondern nur als eine Abspaltung, einen selbständig und festgewordenen Zweig des Marktwesens. Die Märkte bestehen daneben ruhig weiter. Wie sich die Abspaltung vollziehen konnte, lehren vielleicht am besten die Zustände in den islamitischen oder islamitisch beeinflußten Städten des Sudans, wo zwei Arten von Märkten bestehen, tägliche, die innerhalb der Stadtmauern abgehalten werden, und größere Wochenmärkte, die vor den Toren stattfinden[2]). Die ersteren sind offenbar schon Übergangsformen zum eigentlichen Basarwesen. Das merkwürdigste Problem ist jedenfalls das Erscheinen der Handwerker auf den Märkten und dann in den Buden der Suks, wodurch schließlich erreicht worden ist, daß die Häuslichkeit der Gewerbetreibenden von der Arbeitsstätte vollständig getrennt wurde; auch hierzu bietet der Sudan in den Handwerkern, die auf den Märkten arbeiten und Ausbesserungen vornehmen, manche Beispiele von Übergängen[3]).

Die Handwerkerarbeit in den Basaren hat in Nordafrika das Orts- und Stammesgewerbe nicht ganz beseitigt, das in diesem Falle wohl als ältere, primitive Form mit Sicherheit zu betrachten ist. Das Topfge-

[1]) Nach Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten, in Merket (ein Basartag wöchentlich) I, S. 318, und in Chotan (zwei Tage) II, S. 27. Zu Katty-Kurgan sind zwar die Handwerkerbuden täglich geöffnet, die Kaufläden aber nur an den Markttagen (Radloff, Aus Sibirien II, S. 451).

[2]) Das Afrikanische Gewerbe, S. 116.

[3]) Ebenda, S. 121.

werbe von Nabeul, die Teppichweberei der Frauen von Kairuan sind schon genannt; in Nabeul sind nur Männer als Töpfer beschäftigt, das Handwerk ist in der Familie erblich. Auf algerischem Boden erscheinen die Kabylen des Chenua als Töpferstamm[1]), viele Oasen der Sahara haben ihre besonderen gewerblichen Produkte, Wollgewebe, Holzschnitzerei, Schmiedearbeiten[2]). In Marokko fertigte ein Stamm der Djebala früher Köcher und hat sich in neuerer Zeit auf die Pulverfabrikation geworfen[3]). Beispiele dieser Art ließen sich noch viele anführen. Die Produkte dieser Stammesindustrien erscheinen auf den gewöhnlichen Märkten neben den Lebensmitteln und sonstigen ländlichen Erzeugnissen, dringen aber auch teilweise in die Basare ein, wo sie von Zwischenhändlern feilgeboten werden. Manche Eigentümlichkeiten des städtischen Handwerkerwesens aber mögen sich daraus erklären, daß sich gewerbtätige Familien bestimmter Stämme in den Städten und den Suks niedergelassen und ihr Gewerbe gewissermaßen monopolisiert haben, indem sie wahrscheinlich allen Mitbewerbern anderer Herkunft den Aufenthalt verleideten; auf diese Weise gab das Land einen Teil seines Bevölkerungsüberschusses an die Städte ab, wie das ja auch in andern Kulturländern der Fall gewesen ist, nur daß dort die Stammesgegensätze weniger hervortreten. So mag es z. B. gekommen sein, daß alle Schuster in Constantine heute kabylischen Stammes sind. Ohnehin scheint die Entwicklung derartige Unterschiede zu begünstigen und zu verstärken, wie die nicht unbeträchtliche Zahl von Berufen beweist, die ausschließlich von Juden, von Arabern oder von Mozabiten ausgeübt werden. Bei den Arabern mögen auch die religiösen Korporationen und Orden die Differenzierung verstärken helfen, doch vermag ich über diesen Punkt nichts Bestimmtes zu sagen.

Im Basarleben haben wir also die typische städtische Wirtschaftsform der islamitischen Länder und

[1]) Kobelt, Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis, S. 77.

[2]) Deporter, L'Extrême-Sud de l'Algérie, S. 151, 212, 337 usw.

[3]) E. Doutté, Les Djebala du Maroc. S. 38

insbesondere Nordafrikas kennen gelernt. Das Fabrikwesen widerspricht dagegen den herkömmlichen Zuständen in Nordafrika durchaus, ist denn auch nur in dürftigen, offenbar durch europäisches Beispiel angeregten Anfängen vorhanden. Die Kleinbetriebe zur Herstellung von Seife, Branntwein, Parfümerien u. dgl., die sich in Tunis ,,Fabriken" nennen, wird man anderwärts kaum mit diesem stolzen Namen bezeichnen. Etwas stattlicher war eine von Juden betriebene Töpferei und Ziegelei, die anscheinend noch nicht lange bestand; hoffentlich trägt sie nicht dazu bei, das merkwürdige Topfgewerbe von Nabeul zu vernichten.

Es ist nur ein dürftiges Bild, das ich von den wirtschaftlichen Zuständen geben konnte, deren eigentlichen Mittelpunkt das Basarleben bildet; höchstens darf es insofern auf Anerkennung rechnen, als ich die Lücken meiner Erkenntnis offen eingestanden und nicht mit Vermutungen ausgefüllt habe. Möchte sich bald ein Berufenerer finden, der das Fehlende zu ergänzen und einen vollständig klaren Überblick der merkwürdigen Verhältnisse der islamitischen Stadtwirtschaft zu geben vermag!

VIII.

Das Zeitalter der Hegemonie und das Zeitalter des Kapitalismus

von Johann Plenge[1]).

Krieg und Wirtschaft gehören zu einander wie Aufbau und Vernichtung, wie Tod und Leben.

Wo die Wirtschaft gedeiht, kommf der Starke zum Raub. Wo der Starke herrscht, entwickelt sich das Wirtschaftsleben unter seinem Schutz und um seine Macht zu vergrößern. Das ist der uranfängliche Gegensatz der menschlichen Entwicklung. Dieser Gegensatz bestimmt die Geschichte aller alten Kultur: ebenso in Vorderasien, wie in Ägypten, in China oder im alten Mexiko. Das Kulturland und seine Nachbarn! Mitte und Peripherie! Bald unterjocht ein starker Herrscher des Kulturgebietes weit herum alles Umland zur Bereicherung seiner Königsherrschaft. Bald überflutet ein Barbareneinfall, Skythen, Mongolen, Semiten oder Germanen das Kulturland, um seine Schätze zu plündern oder um die Erträgnisse seines Landes zu genießen. Ein Wechsel von aufbauender und zerstörender Eroberung! Der Alexanderzug, die Überflutungen Roms durch die erobernden Germanen sind noch Beispiele für dies elementare Grundverhältnis von Krieg und Wirtschaft, von dem einfachen Wechsel zwischen Erhaltung und Zerstörung.

Die neuere Geschichte, etwa vom 16. bis zum

---

[1]) J. Plenge, Der Krieg und die Volkswirtschaft. Münster i. W. Borgmeyer & Co., 1915, Kap. I. Vgl. auch „1789 und 1914, die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes". Berlin. Jul. Springer, 1916, II, 3.

18. Jahrhundert hat Krieg und Wirtschaft in ein wesentlich anderes Verhältnis gebracht: in das Verhältnis der dauernden Spannung. Seitdem das moderne Staatensystem entstanden ist, haben wir ein System von Einzelmächten, die durch Güteraustausch und geistige Kultur zu einer einheitlichen Staatengesellschaft verbunden sind, die aber untereinander im stärksten Wettstreit stehen. Durch ihre wirtschaftliche Entwicklung gewinnen sie an Geld und Bevölkerung. Um diesen Zuwachs an Finanzkraft und an Rekruten zu erzielen, werden alle Künste der Wirtschaftspolitik angewendet: Wirtschaft um der Macht, um der Kriegsbereitschaft willen. Dem entspricht der Krieg um der Wirtschaft willen: der Handelskrieg, um Industriestädte und Kolonien zu gewinnen. Namentlich England und Frankreich haben dadurch profitieren können, England schließlich auf Kosten Frankreichs und auf Kosten aller andern Handelsvölker. In dieser Zeit ist unter der gegenseitigen Spannung von Krieg und Wirtschaft das Wirtschaftsleben zu der Höhe emporgestiegen, die die Entwicklung des 19. Jahrhunderts möglich machte.

Aber für den weitesten weltgeschichtlichen Blick bedeuten Krieg und Wirtschaft zwei äußerst verschiedene Kulturzeitalter, von denen jedes in seiner Art ein bisher höchster Höhepunkt der Weltgeschichte ist. Die Zeit von den Perserkriegen bis zur Vollendung der römischen Weltherrschaft: das Zeitalter der Hegemonie! Das 19. Jahrhundert: das Zeitalter des Kapitalismus!

Im Zeitalter der Hegemonie herrscht der Krieg! Die Entwicklung der rein politischen Kräfte, die Oberherrschaft in der einzelnen Stadt, die Oberherrschaft einer Stadt über die anderen, endlich die Oberherrschaft über den Weltkreis ist die bestimmende Idee. Es wird gekämpft, bis endlich eine Herrenstadt den ganzen Weltkreis unterworfen hat. Namentlich im letzten Jahrhundert der römischen Republik Kampf über Kampf; Kampf nach außen, Kampf nach innen, Kriege im Osten, Kriege im Westen, Bürgerkriege, Sklavenkriege, Entscheidungskämpfe der um die Herrschaft streitenden großen politischen Individuen! Die

Wirtschaft leidet. Die Bürger verlernen das Arbeiten. Sie werden genießende Besitzer oder verlumpte Proletarier. Das innere Mark des wirtschaftlichen Schaffens verdorrt.

Aber nun kommt das Merkwürdige. Während die Unterlagen einer gediegenen Arbeitsverfassung zugrunde gehen, wächst aus dem Greuel der ewigen Kriege der Scheinglanz eines höchstentwickelten Wirtschaftslebens heraus, das alles Dagewesene übertrifft: Riesige Sklavenwirtschaften, Beutehandel, Beutefinanz, Kriegslieferungen und Kriegsfabriken. Dieser Ausbruch eines höchst intensiven und höchst raffinierten Wirtschaftslebens mitten aus dem Kriege heraus ist aber nur ein historisches Zwischenspiel und verschwindet im wesentlichen bald nach der Herstellung des Friedens.

Was kommt dann? Am Ende scheint doch das Wirtschaftsleben über den Krieg dauernd zu triumphieren. Mit der vollendeten Eroberung des Weltkreises muß ja das Verhältnis umschlagen. Ein Riesengebiet ist vereinigt, in dem unter dem Schutz der Cäsaren friedlich gearbeitet und getauscht werden darf. Aber es fehlt das Verwaltungsgeschick und das Beamtentum, um die Wirtschaftskräfte zu entwickeln. Einzelne Provinzen blühen vorübergehend auf. Die Volkswirtschaft als Ganzes verfällt. Nicht einmal das Geldwesen kann in Ordnung gehalten werden. Die Kriege beginnen wieder: Kriege innen, Kriege außen. Die Nacht kommt herauf. Das Römerreich geht zugrunde.

Die Vernichtung der Wirtschaft durch den Krieg war gar zu gründlich gewesen. Der neue Aufbau ist nicht wieder gelungen. Das war die Geschichtsperiode des herrschenden Krieges und ihre Vollendung.

Jetzt stehen wir an dem Wendepunkt der Geschichtsperiode der herrschenden Volkswirtschaft. Schon in der Zeit der dauernden Spannung zwischen Wirtschaft und Krieg vom 16. bis 19. Jahrhundert ist es mit dem Wirtschaftsleben immer mehr nach oben gegangen. Namentlich das 18. Jahrhundert ist trotz aller Kriege ein Jahrhundert der Arbeit und der Wirtschaftsentwicklung. Aber im 19. Jahrhundert kommt der eigentliche Siegeszug von Wirtschaft und

Technik, die unerhörte Entfaltung der Produktivkräfte, die enge Verbindung der ganzen Welt durch Eisenbahn und Dampfschiffahrt, durch Telegraph und Telephon. Es konnte scheinen, als ob die Völker ganz in gemeinsamen Arbeits- und Erwerbszielen aufgehen wollten. Ihre wirtschaftlichen Beziehungen wurden so enge und vielgestaltig, daß es unmöglich schien, sie zu zerreißen, ohne alles zu gefährden. Weltwirtschaft, wirtschaftlicher Wettkampf der Völker wurde die Parole; gewiß ein Wettkampf, aber doch ein Wettkampf zu friedlichen Arbeitszwecken. Es konnte scheinen, als wollte die Wirtschaft über den Krieg hinwachsen, ihn durch ihre gewaltige Vereinigungstendenz sozusagen ersticken. Es war nicht nur ein weiches Humanitätsideal oder eine verstiegene Folgerung aus der vernünftigen Grundnatur aller Menschen, es waren wesentlich wirtschaftliche Gründe, wenn die Friedensbewegung immer mehr wuchs. Kapital und Arbeit schienen in gleicher Weise international zu werden. Dieser Zusammenschluß der Welt zu gemeinsamem Schaffen schien so unwiderstehlich, daß auch so starke Gegensätze des Wettbewerbs, wie der zwischen England und Deutschland durch die überwiegende Tendenz zum Weltfrieden überwindbar schienen. Die nationalen Einheitskriege des 19. Jahrhunderts schienen dieser Tendenz nicht zu widersprechen. 44 Jahre lang war dann der Friede zwischen den großen Nationen Europas erhalten geblieben. Was an überseeischen Kriegen und Expeditionen noch dagewesen war, schien eine Art unvermeidbarer Liquidationsarbeit bei der endgültigen Verteilung der Welt zu sein.

Jetzt ist es anders gekommen. Unmittelbar aus der Weltwirtschaft heraus, die den Frieden zu bringen schien, ist der ungeheuerste Krieg entsprungen, den die Welt je gesehen hat. Eine merkwürdige, beinah unheimliche Parallele zu der Entwicklung im Zeitalter der Hegemonie. Damals wuchs aus einer von den ungeheuersten Kriegen zerrissenen Zeit das höchstentwickelte Wirtschaftsleben hervor als kurzes Zwischenspiel der Geschichte. Jetzt entsteht aus der höchstentwickelten völkerverbindenden Weltwirtschaft der ungeheuerste Weltenkrieg: — als kurzes Zwischenspiel

der Geschichte? Hier wie dort der Umschlag in den äußersten Gegensatz, nicht als philosophische Konstruktion, sondern aus der Notwendigkeit der Dinge: Krieg erzeugt Wirtschaft, Wirtschaft Krieg,

Soweit sind wir heute, soweit können wir die Entwicklung verfolgen. Was wird kommen?

Das Weltzeitalter des Krieges und der Hegemonie ging nach dem Zwischenspiel der monströsen Riesenformen der auf dem Krieg aufgebauten römischen Großwirtschaft endgültig in den lahmen, im Tiefsten kraftlosen Wirtschaftszustand des römischen Kaiserreiches über, und am Ende kam wieder Krieg und Zerstörung. Was wird nach dem Zeitalter des Kapitalismus und der Weltwirtschaft folgen, wenn das Zwischenspiel dieses Weltkrieges vorüber ist?

Wir stehen zweifellos an einem weltgeschichtlichen Wendepunkt. Wir stehen vor der Gefahr des Endes in einer ohnmächtigen Ermattung, wo man Frieden schließt, weil man den Krieg nicht mehr glaubt aushalten zu können, wo man sich der Form nach verträgt, aber hinter der Form der Versöhnung der unversöhnliche Gegensatz bleibt: ein lahmer haltloser Zustand des verbissenen politischen Gegensatzes und der zerstörten wirtschaftlichen Lebenshoffnungen der Völker, wenn die wirtschaftliche Schwungkraft gebrochen ist und die politische Energie zusammenfällt, ehe der Krieg wirklich am Ende ist. Die Folge wäre eine Zeit des Mißtrauens und des Hasses nach außen, eine Zeit des Mißtrauens und des Hasses nach innen. Reibungen und erbitterte Auseinandersetzungen im Innern der Völker, wenn die Schuldfrage aufgeworfen wird, und wenn in dem Druck und der Aussichtslosigkeit eines von Tag zu Tag weiterschleichenden mattgewordenen Wirtschaftslebens jede Klasse und jedes Interesse nur den eigenen kurzsichtigen Zielen lebt. Man braucht nur aufmerksam auf die innere Spannung in Rußland, England und Frankreich zu achten, um den Ausbruch schärfster innerpolitischer Kämpfe nach einem erfolglosen Kriege für möglich zu halten. Auch für uns selbst bedeutet die Erhaltung der neugewonnenen deutschen Einigkeit auch nach einem etwa nicht bis zu einem wirklichen Erfolge durch-

geführten Kriege nur eine notwendige Forderung, aber vorläufig nicht mehr.

Es ist also die ungeheure weltgeschichtliche Gefahr, wenn der große Aufschwung des 19. Jahrhunderts durch das endlose Weitergrollen der äußern und innern Gegensätze zu einer langen schweren Stagnation werden sollte. Es ist die Gefahr einer langen weltgeschichtlichen Nacht für alle Kulturvölker, einer Nacht, wenn auch nicht von der langen Dauer der Finsternis, die auf den Niedergang des römischen Reiches folgte, so doch einer Nacht, wie die der großen Religionskriege im 16. und 17. Jahrhundert. Und erst nach langen Jahren dürften wir hoffen, wenn wir unsere weltgeschichtliche Parallele mit ihrer Entgegensetzung aller Glieder durchverfolgen, würde das Licht des wirklichen Friedens, die Zusammenfassung der Völker zu gemeinsamer Arbeit von neuem über Europa aufgehen.



G. D. Baedek
Staatswissenschaftlic
Musterbücher —

Staatswissenschaftliche Beiträge Heft I

Die vergleichende Wirtschaftstheorie bei Karl Marx

von

Dr. Bernhard Odenbreit

8⁰ 1919 Mk. 5.20

Staatswissenschaftliche Lehrbibliothek Band I

Johann Plenge

Grundlegung der vergleichenden Wirtschaftstheorie

1. Voruntersuchung 2. Tafeln und Erläuterung

(In Vorbereitung.)

Die ersten staatswissenschaftlichen Musterbücher enthalten:

1. Band „Die Stammformen der vergleichenden Wirtschaftstheorie“ bearbeitet vom Herausgeber. 16⁰ 1919 Mk. 5.30.

2. Band Heinrich Dietzel, „Beiträge zur Geschichte des Sozialismus u. Kommunismus“. 16⁰ 1919 (Unter der Presse).

3. Band Karl Marx, „Zeitgeschichte und Revolution im Spiegel der materialistischen Geschichtsauffassung“. (Unter der Presse)

4. Band W. Bagehot, „Die Lombardenstraße : der Weltgeldmarkt“. (Unter der Presse)

5. Band Adolf Wagner, „Die Geld- und Kredittheorie der Peel'schen Bankakte“. (Unter der Presse)

Das staatswissenschaftliche Verlagsprogramm auf der Innenseite